

Die Doppelgänger.

Kriminalroman

VON

Karl Pauli.

Vierte Auflage.



Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G.

Einriedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Straßburg i. E.

New York, Cincinnati, Chicago, bei Benziger Brothers.

1. Ein Schurkenstreich.

Auf und an dem Hamburger Hafen herrschte das Treiben des Alltags. Ein Durcheinander von Lastwagen, Packträgern, schottischen Karren, Matrosen und Beamten auf dem Quai, ein Durcheinander von Schleppdampfern, Booten, Schuten, Ewern, Motorfahrzeugen auf dem Wasser, Lärm, Geschrei, das dumpfe Heulen der Nebelhörner, die Pfeifen der kleineren Fahrzeuge, das fortwährende Klaffeln der in steter Bewegung befindlichen Krahnketten und das unaufhörliche Klauschen der steigenden Flut, bildete das ohrenbetäubende Konzert zu dem bewegten Bilde, über welchem ein Parfüm von Kohlendunst, Rauch, Thraneruch und Fischgestank lag.

Von der St.-Pauli-Landungsbrücke nach dem Sandthorquai hinab ging langsamen Schrittes ein junger Mann. Die Hände in den Taschen seines Jacketts vergraben, den Kopf gesenkt, schlenderte er langsam neben dem Eisengeländer der Hafeneinfassung entlang, zuweilen seinen Blick nach den auf dem Wasser kreuzenden Dampffähren richtend, zuweilen eins der am Hafen verankerten Seglerschiffe musternd. Sein Wuchs war hoch und

schlank, sein Gesicht, das einen energischen Ausdruck zeigte, nicht unschön, aber ein wenig verwildert, Haar und Bart waren ungepflegt, wie denn die ganze Erscheinung ein wenig den Stempel des Heruntergekommenen trug. Die Stiefel waren schlecht geputzt, und der einst elegante Anzug abgetragen und fadenscheinig.

Am Kehrwieder blieb er stehen und blickte träumend ins Wasser. Er achtete nicht der Dampffähre, welche jetzt am Höfft anlegte und ihre Fahrgäste, die Passagiere eines großen Westindienfahrers, der vor zwei Stunden eingelaufen war und am Amerikaquai angelegt hatte, dort absetzte. Geschäftig und lärmend verabschiedeten sich die Reisegenossen voneinander und eilten, nach dieser oder jener Richtung zu, die breiten Steintreppen hinauf, die vom Höfft nach dem Quai führen.

Ohne einen Blick auf das Treiben zu werfen, starrte der am Geländer Lehnende ins Wasser, etwas ganz anderes als Neugier beschäftigte ihn — er hatte Hunger.

Eine Stimme hinter ihm weckte ihn aus seinem Brüten; er wandte sich um. Es war ein Gepäckträger, der, einen großen Koffer auf der Schulter, hinter ihm stand und an ihn die Frage stellte, wohin er das Gepäckstück bringen sollte.

Der junge Mann sah den Fragenden verdutzt an: „Welchen Koffer?“ fragte er.

„Diesen hier!“ gab der Mann zurück.

„Es ist nicht der meine, ich weiß nicht, was Sie wollen!“

Der Kofferträger wollte eben etwas erwidern, als plötzlich ein Herr an ihn herantrat und mit scharfer

Die Aehnlichkeit der beiden jungen Leute war allerdings auffallend. Beide mochten in demselben Alter, dem Ende der zwanziger stehen, ihre Figur war die gleiche, die Farbe, der Schnitt der Haare wie des Bartes war derselbe, ebenso Gang und Haltung. Sogar ihre Anzüge glichen sich, wer sie nicht sehr genau kannte, mußte sie unbedingt verwechseln. Nur ein Unterschied war zwischen beiden: während Wismar den Eindruck des reichen, vornehmen Mannes machte, erweckte Hiller den des armen Schluckers, dem es wohl vor Zeiten besser gegangen.

In der Zeit, in welcher Wismar mit raschem, elastischem Schritt dem Packträger folgte, stand Hiller noch immer, mit dem Rücken an dem Eisengeländer der Hafeneinfassung lehrend, da, und starrte dem Fortschreitenden nach. Zuweilen runzelte sich seine Stirn, zuckte es um seinen Mund, er schien mit einem Entschluß zu kämpfen. Plötzlich richtete er sich aus seiner lehrenden Stellung auf, schritt rasch über den Straßendamm und eilte dem beinahe im Gewühl verschwindenden Wismar nach.

Es dauerte eine Weile, ehe er ihn eingeholt, aber als er ihm schon ganz nahe war, mäßigte er seine Schritte wieder, ging eine Weile langsam hinter ihm her, that dann wieder einige rasche Schritte und zauderte von neuem. Endlich faßte er sich ein Herz, trat an seine Seite und nannte seinen Namen.

Der Angeredete zuckte zusammen, lächelte aber, als er Hiller sah, und nickte ihm freundlich zu.

Das gab dem ersteren Mut. „Herr Wismar!“ sagte er, „verzeihen Sie mir, wenn ich auf die von Ihnen

entdeckte Aehnlichkeit zwischen uns beiden zurückkomme, ich glaube, in einer Hinsicht gleichen wir uns gar nicht!"

"So, und in welcher nicht?" fragte Wismar.

Hiller errötete. "Ja, ich — ich habe nämlich Hunger," stotterte er, "und Sie haben keinen."

Wismar lachte. "Da täuschen Sie sich aber ganz gewaltig," rief er, "ich habe dummerweise den Lunch übergangen und habe sogar gehörigen Appetit."

"Ja," fuhr Hiller, durch Wismars Lustigkeit kühner gemacht, fort, "Sie haben aber die Mittel, diesen Hunger zu stillen, und ich nicht."

"O!" sagte Wismar, halb bedauernd, halb überrascht.

Er warf einen schnellen Blick auf seinen Begleiter, ihn vom Kopf bis zu den Füßen musternd. Es lag etwas Lauerndes, etwas Forschendes in diesem Blick, Hiller hatte das Gefühl, als ob der Reiche damit erkundigen wolle, wie weit er sich des Armen zu seinen Zwecken bedienen könne.

Um sich darüber Gewißheit zu verschaffen und zu erfahren, ob es nur ein Mißtrauen sei, was jenen Blick hervorgerufen, oder ob derselbe eine Prüfung seines Innern sein solle, sagte er demütig: "Es geht mir sehr schlecht, Sie sind gewiß nicht arm, ich will Sie nicht belästigen, aber es kann Ihnen wohl auf eine Kleinigkeit nicht ankommen, sonst sagen Sie ‚nein‘, und ich bitte Sie dann nur noch, zu vergessen, daß mich die Not zum Bettler erniedrigte!"

"Aber ich bitte!" wehrte Wismar ab, "ich werde doch ‚meinesgleichen‘ nicht so unbarmherzig behandeln.

Sie haben Hunger, ich auch, gut, essen wir, und seien Sie mein Gast!"

„Sehr freundlich!" sagte Hiller.

Beide traten in eine Restauration. Nachdem das Frühstück vorüber war, wuschte sich Hiller den Mund.

„Teufel!" sagte er, „man ist doch ein ganz anderer Mensch, wenn man gut gegessen hat! Finden Sie nicht?"

Wismar antwortete nicht, er blickte in den deckenhohen Spiegel, vor welchem beide zufällig Platz genommen, und sagte:

„Sehen Sie einmal, wir sehen uns doch eigentlich zum Verwechseln ähnlich!"

„Hm!" machte Hiller, der eben dabei war, sich eine Cigarre anzuzünden.

„Ich möchte wissen, ob sich die Ähnlichkeit auch auf andere Dinge erstreckt. Haben Sie nicht etwas von Ihrer Hand Geschriebenes hier?"

Hiller suchte in seinen Taschen und zog einen Zettel hervor, den er Wismar reichte.

„Nicht unähnlich!" sagte dieser, und fuhr dann plötzlich, einen neuen Gedanken fassend, fort: „Sprechen Sie englisch?"

„Ziemlich fertig!" entgegnete Hiller.

Wismar lehnte sich in seinen Stuhl zurück und sah seine Stiefelspitzen an. „Es könnte gehen!" flüsterte er mehr für sich.

„Was?" fragte Hiller.

„Nichts!" antwortete der Gefragte. Er machte eine Pause und fragte dann: „Trinken wir Sekt? Ich bin gewohnt, zum Frühstück ein Glas Sekt zu trinken!"

„Ich zwar nicht!“ versetzte Hiller lachend, „aber ich trinke schon mit!“

„Nehmen wir Pommeroy, oder trinken Sie Mumm lieber?“

„Ganz gleich!“ sagte Hiller, der den Unterschied nicht kannte.

Der Wein kam. Nachdem beide das erste Glas getrunken, füllte Wismar die Kelche von neuem. Dann seinen Stuhl näher zum Tisch herandrückend, fragte er leise: „Also es geht Ihnen nicht gut!“

„Leider!“ gab der Gefragte zur Antwort.

„Keine Stellung? was?“

Hiller nickte und trank sein Glas leer.

Wismar füllte es wieder. „Sie sind Kaufmann?“

„Ja, ich habe in einem Rohtabakgeschäft gelernt!“

„Bravo! mein Vater ist Besitzer von großen Tabakplantagen.“

„Warum sagen Sie ‚bravo‘?“ fragte Hiller.

Wismar schwieg verlegen. „Ich dachte, ich könnte Ihnen vielleicht eine Stellung besorgen!“ bemerkte er dann.

„Schr gütig!“

„Aber wie kommt es, daß Sie außer Stellung sind?“

„Ich habe Pech gehabt!“

„Nur Pech?“ Wismar sah dem ihm Gegenüber-sitzenden scharf ins Auge. Hiller errötete.

„Wie meinen Sie das?“ stotterte er.

„O, es war eine ganz zufällige Bemerkung. Und was denken Sie nun zu thun?“

„Ich möchte gern nach Amerika!“

„Und es fehlt Ihnen an Reisegeld?“ ergänzte Wismar.

„Leider ja!“

„Nun, wenn es nur das ist, dazu kann Rat werden. Ich kenne manchen Kapitän, vielleicht kann ich Ihnen freie Ueberfahrt verschaffen. Vielleicht,“ fuhr er langsamer fort, „könnte ich mich auch dazu verstehen, die Ueberfahrt für Sie zu bezahlen, denn es macht mir Freude, meinem Doppelgänger zu helfen. — Es würde mich übrigens interessieren, etwas aus Ihrem Leben zu erfahren,“ setzte er nach einer kleinen Pause hinzu.

Hiller sah ihn nachdenklich an.

„Mein Leben, aus meinem Leben wollen Sie etwas erfahren? Mein Gott, da ist wenig Interessantes zu finden!“

Er trank einen kleinen Schluck, stellte das Glas wieder hin und es am Stiel hin und herdrehend, blickte er gedankenvoll vor sich hin.

„Mein Vater,“ sagte er endlich, „war Lehrer, er starb, als ich noch nicht das zehnte Jahr erreicht hatte, und ließ meine Mutter in den kümmerlichsten Verhältnissen zurück. Da haben Sie meine Geschichte: eine durch die Entbehrungen der Not verkümmerte Jugend, der Schüler mit halbem Schulgeld auf dem Gymnasium, der stets hinter den andern zurückstand, der Lehrling im Geschäft, der das vom Chef ihm bewilligte Taschengeld zu Hause abliefern mußte — mußte, wollte er anders etwas zu essen haben, der Kommis, der seinen Gehalt dazu zu verwenden verpflichtet war, die Schulden seines Vaters zu bezahlen, statt wie andere junge Leute sich des Lebens zu freuen, bis ich's satt bekam und ein Ende machte. Vielleicht, daß es mir drüben besser glückt, ich

habe in einem Nohtabakgeschäft gelernt und konditioniert, ich denke doch, daß ich bald eine Stelle finden werde.“

Wismar zuckte die Achseln. „Das Angebot ist jetzt ein großes!“ sagte er, „Sie haben einen schlimmen Fehler begangen, daß Sie sich nicht nach einem Platz umfahen, als Sie noch in Stellung waren. Oder, sind Sie so plötzlich aus Ihrer Stellung geschieden, daß Sie dazu keine Zeit hatten?“

Da Hiller schwieg, fuhr er fort: „Jedenfalls hängen noch andere Umstände, die Sie verschweigen müssen oder wollen, mit diesem plötzlichen Entschluß zusammen!“ Er sagte das in festem, beinahe rauhem Tone, als wolle er Hiller einschüchtern, was ihm auch zu gelingen schien, denn der blickte verlegen zu Boden und stammelte: „Wie so? was wollen Sie damit sagen?“

„Nun,“ erwiderte der Gefragte, „ich habe Ihnen ja meine Gründe bereits auseinandergesetzt. — Ja,“ fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „wenn ich Ihnen helfen soll, verlange ich vor allen Dingen eins, nämlich Wahrheit!“

Der prätentiose Ton, in dem diese Worte gesprochen waren, sollte Hiller noch mehr einschüchtern, verfehlte aber hierin vollständig seine Wirkung, ja, er brachte Hiller erst zur Besinnung. Der Mann, dachte er, will ein Geständnis, das Geständnis eines Vergehens oder Verbrechens, es liegt ihm daran, zu erfahren, daß es mit deiner Redlichkeit nicht gar zu weit her sei, er hörte gern, daß du eine Schuld auf deinem Gewissen hättest, um zu erfahren, wie weit er in dieser Beziehung auf dich rechnen kann. Was kann es mir schaden, wenn ich mich ihm anvertraue?

Er nahm daher eine sehr zerknirschte Miene an und sagte leise: „Was würde es mir helfen, Sie zu täuschen, da Sie mich ja doch schon durchschaut, ja, Sie haben recht! Der Entschluß, auszuwandern, ist kein freiwilliger, ich bin gezwungen, Europa zu verlassen. In einer schwachen Stunde habe ich, mit klaren Worten gesagt, meinen Prinzipal bestohlen und wurde infolgedessen aus dem Geschäft entlassen! So! nun wissen Sie, warum ich auf gut Glück nach Amerika will, und werden sich auch erklären können, warum ich kein Reisegeld habe.“

Wismar hatte aufmerksam zugehört.

„Gut,“ sagte er, „so lobe ich es mir, immer hübsch klar sehen gegenseitig. Ueber Ihre That oder Ihr Vergehen kann ich kein Urtheil fällen, da ich die Beweggründe nicht kenne, die Sie dazu getrieben, das geht mich übrigens auch gar nichts an, aber Sie haben mir Ihre Lebensschicksale mitgeteilt; es gehört sich, daß ich Ihnen auch die meinigen nicht vorenthalte. Ich bin der Sohn eines sehr reichen Kaufmanns in Westindien. Wismar u. Co. ist die Firma meines Vaters. Branche Baumwolle und Rohtabak, jährlicher Umsatz etwa zehn Millionen Dollars, nicht Mark. Mein Vater ist ein geborener Deutscher und war lange Zeit mit einem, jetzt in Kassel lebenden Fabrikanten irgendwo bei irgendwelchem deutschen Pfefferkrämer zusammen als Handlungsgehilfe, wie man hier sagt, thätig. Beide schlossen Freundschaft, eine Freundschaft, die jede Trennung überdauerte, jede Entfernung überbrückte und die so weit ging, daß sie ihr sogar das Glück ihrer Kinder zum Opfer brachten. Ohne Zweifel in der Absicht, etwas

ungeheurer Weises zu thun, schlossen sie nämlich, bei der letzten Anwesenheit meines Vaters in Deutschland, vor etwa fünfzehn Jahren, einen Vertrag, daß ihre Kinder sich heiraten sollten. Sei es nun, um den Kontrakt bindender zu machen, sei es, daß sich in Geldsachen beide nicht recht trauten oder aus bloßer kaufmännischer Gewohnheit, kurz sie setzten die Bedingung in den Vertrag, daß derjenige, welcher zurücktreten wolle, dem andern ein Neugeld von hunderttausend Thalern, nicht Mark, sondern Thalern! zu zahlen habe. Ich habe Ulmann, so heißt der Freund meines Vaters, im Verdacht, diesen Plan erfunden zu haben, denn er ist der minder Vermögende, er ist nach deutschen Begriffen wohl ein reicher Mann, aber nach amerikanischen kaum wohlhabend zu nennen!"

„Wenn aber Ihr Vater so reich ist, und Sie, wie mir scheint, so sehr gegen diese Heirat sind, so veranlassen Sie doch Ihren Herrn Vater, das Neugeld zu zahlen; das Glück seines Sohnes wird ihm die Summe wohl nicht zu hoch erscheinen lassen!“ bemerkte Hiller.

„Wo denken Sie hin!“ entgegnete Wismar, „mein Vater ist, trotzdem er sein halbes Leben in Amerika verbracht, der echte deutsche Idealist geblieben. Nicht um das Geld handelt es sich bei ihm, sein Wort ist ihm heilig! Was habe ich nicht gethan, um ihn umzustimmen, Bitten, Drohungen, alles umsonst, er besteht auf seinem Willen und hat gedroht, seine Hand gänzlich von mir abzuziehen, ja mich zu enterben, wenn ich nicht gehorche. Leider hänge ich ganz von ihm ab; wohl oder übel, ich werde mich fügen müssen.“

„Haben Sie die Ihnen zgedachte Braut schon gesehen?“ fragte Hiller.

„Nur im Bilde,“ entgegnete der andere finster. „Hier!“ er zog eine Brieftasche, nahm eine Photographie aus derselben und reichte sie Hiller.

„Ah!“ rief dieser überrascht, „ein reizendes Gesicht! Warum wollen Sie denn das Mädchen nicht heiraten, sie ist ja wunderhübsch!“

Wismar zuckte die Achseln. „Ich mag nicht; ich kann nicht!“ stieß er hervor, weil er stockte.

„Sind Sie in eine andere verliebt?“

„Schlimmer, viel schlimmer!“

„Verheiratet?“ platzte Hiller heraus!

„Ja!“ entgegnete Wismar finster, „ich bin verheiratet, heimlich, mein Vater ahnt nichts, und nach den letzten Erfahrungen, die ich gemacht, würde er es mir nie vergeben, seinen Plan durch meine Heirat durchkreuzt zu haben!“

„Ver...!“ sagte Hiller, „das ist eine verzweifelte Situation.“

„Verzweifelt, ja, das ist das richtige Wort, und das Schlimmste ist, daß ich meine Frau liebe und sie mich!“

„Ja wie ist da zu helfen?“ sagte Hiller.

„Ich weiß nicht, gar nicht, eine Kugel vor den Kopf, das wäre das einfachste!“ versetzte Wismar. „Kellner, zum Donnerwetter, sehen Sie denn nicht, daß die Flasche leer ist? eine neue!“

Hiller sah schweigend vor sich nieder.

„Es gäbe schon ein Mittel,“ sagte der Amerikaner, „es ist zuletzt das Einzige, was mir übrig bleibt.“

„Hinfahren und die Wahrheit sagen!“ unterbrach ihn Hiller.

„Unsinn, das wäre dem alten Fuchs, dem Ulmann, gerade recht. Glauben Sie, daß er sich die hunderttausend Thaler entgehen ließe?“

„So fahren Sie hin und zeigen Sie sich so unliebenswürdig, daß Ulmann zurücktritt!“

„Da könnte ich ihn wohl treten und schlagen, che er sich dazu verstände,“ sagte Wismar und fügte verächtlich hinzu: „Und um Geld lassen sich diese Deutschen selbst treten und schlagen! Nein,“ fuhr er fort, „ich wüßte schon ein Mittel, aber ich könnte es allein nicht ausführen. Wenn zum Beispiel — — aber das ist ja alles Unsinn,“ unterbrach er sich und blickte schweigend zu Boden.

„Wenn also zum Beispiel?“ wiederholte Hiller.

„Ja,“ fuhr der Amerikaner fort. „Wenn zum Beispiel jemand mit meinen Papieren ausgerüstet dahinführe, sich als der erwartete Bräutigam legitimierte, das Mädchen heiratete und dann einige Wochen nach der Hochzeit spurlos verschwände; acht Tage vor meinem Eintreffen, dann — aber Sie rauchen ja nicht!“ unterbrach er sich von neuem — „bitte!“ — damit präsentierte er dem Zuhörenden seine Cigarrentasche und stürzte, nachdem dieser sich bedient, den Inhalt seines Glases hastig hinunter. „Ach richtig!“ fuhr er dann nachlässig fort, als erinnere er sich plötzlich, „ich habe ja versprochen, Ihnen die Ueberfahrt zu bezahlen!“ er griff bei diesen Worten in die Brusttasche, zog einen Hundertdollarchein heraus und legte die Banknote auf den Tisch.

Hiller ergriff den Schein, knitterte ihn zusammen und steckte ihn, ohne ein Wort zu sagen, in die Westentasche.

„Nun, und das Mittel?“ sagte er dann, „Sie haben Ihre Erzählung nicht beendet!“

„Was denn? ach das Mittel!“ rief Wismar, „aber das war ja nur Scherz — Unsinn! — allein fein ausgedacht! was?“ Er lachte heiser und gezwungen.

Hiller lachte ebenfalls, aber beide vermieden es, sich gegenseitig anzusehen.

„Ist es auch Unsinn, hat es doch Methode!“ bemerkte Hiller nach einer kleinen Pause. „Wahrhaftig, der Plan ist fein ausgedacht, Sie meinen also, ich — natürlich immer nur im Scherz — weil ich Ihnen so ähnlich sehe, führe jetzt nach Kassel, legitimierte mich dort mit Ihren Papieren, heiratete die Ihnen bestimmte Braut und verschwände vier Wochen nach der Hochzeit. Um der Sache einen besseren Hintergrund zu geben und zur Erhöhung der Wahrscheinlichkeit stände mir frei, die Kasse meines Schwiegervaters mitzunehmen. Vierzehn Tage nach meinem Verschwinden erschienen Sie, erzählten irgend eine glaubwürdige Geschichte, wie Sie durch einen unglücklichen Zufall verhindert worden seien früher zu kommen, daß man Ihnen Koffer und Papiere geraubt habe und daß sie fürchteten, man könne die letzteren zu betrügerischen Zwecken benutzen. Und kaum haben Sie den Verdacht ausgesprochen, so finden Sie ihn auch schon bestätigt, Sie erfahren mit Entsetzen, daß der Dieb sich nicht begnügt, Sie zu berauben, sondern daß der Glende sich Ihrer Papiere bedient, um

Ihre Braut zu heiraten und zwar nur um die Kasse Ihres Schwiegervaters bequemer berauben zu können. Mit Thränen in den Augen bedauern Sie die Unglücklichen und fahren, entsetzt über die Schlechtigkeit der Europäer, nach Amerika in die Arme Ihrer geliebten Gattin zurück. Ihr Vater kann nun nimmermehr verlangen, daß Sie die geschiedene Frau des Verbrechers ehelichen! So war doch Ihr Plan? —"

„Ganz so!" sagte der Amerikaner lachend, aber seine Hand zitterte merklich, als er das Glas zum Munde führte.

„Und was würden Sie für die Ausführung dieses Schurkenstreiches zahlen?" fragte Hiller mit halber Stimme und einem lauernden Blick. „Ich frage natürlich spaßeshalber!" fügte er hinzu.

„Fünfundzwanzigtausend Dollar!" erwiderte Wismar.

„Im Ernst?" fragte Hiller plötzlich, mit leiser aber fester Stimme.

„Im Ernst!" antwortete der Gefragte ebenfalls leise.

„Haben Sie den Mut, die That auszuführen?"

„Vielleicht!"

„Warum nur vielleicht? — Ist Ihnen die gebotene Summe zu niedrig."

„Das nicht," antwortete Hiller, „aber — —"

„Aber?" —

„Es kommt darauf an, ob Sie auf die Bedingungen eingehen, die ich stelle!"

„Nennen Sie dieselben!"

„Zuerst: welche Sicherheit bieten Sie, daß ich das Geld auch bekomme!"

„Sicherheit!“ fuhr der Amerikaner auf, „ich gebe Ihnen mein Ehrenwort!“

Hiller warf seinem Gegenüber nur einen lächelnden Blick zu.

Wismar biß sich auf die Lippen.

„Nun gut!“ sagte er, „ich will das Geld bei einem Bankhause für Sie deponieren, genügt das?“

„Ja, für diesen Teil meiner Bedingungen!“

„Und was verlangen Sie noch?“

„Kellner!“ rief Hiller, „Tinte, Feder und Papier!“

Der Kellner brachte das Gewünschte.

„Wollen Sie einen Kontrakt aufsetzen?“ fragte Wismar ein wenig spöttisch.

„Sie werden gleich sehen, was ich will!“ sagte Hiller und beugte sich über das Papier.

Er schrieb eine ziemliche Zeit und reichte dann dem Amerikaner das noch tintenfeuchte Papier.

Dieser nahm das Blatt und durchslog hastig den Inhalt desselben, seine Wangen wurden blaß, und noch ehe er zu Ende gelesen, rief er mit schreckenzitternder Stimme: „Sie haben den ganzen Plan zu Papier gebracht! Welche Unvorsichtigkeit! Bedenken Sie, wenn das Blatt in falsche Hände käme!“

„Das werde ich zu verhindern wissen,“ entgegnete Hiller.

„Und was wollen Sie damit? was soll geschehen?“ rief Wismar erregt.

„Nicht so laut!“ mahnte Hiller. „Was damit geschehen soll?“ fuhr er fort. „Wir beide werden dieses Blatt unterschreiben, wir beide werden es versiegelt

einem Bankhause in Depot geben, unter der Bedingung, daß es nach zehn Jahren vernichtet werden soll, wenn wir beide es nicht zusammen zurückfordern!"

„Wahnsinn! Wahnsinn!“ rief der Amerikaner, „und warum? zu welchem Zweck?“

„Zu welchem Zweck?“ sagte Hiller; „ganz einfach zu meiner Sicherheit, um mich vor jedem Verrat Ihrerseits zu schützen! Ich bin einstweilen jeder Gefahr preisgegeben, ich fahre mit Ihren Effekten, unter Ihrem Namen nach Kassel, um einen unerhörten Betrug auszuüben. Wer garantiert mir denn, daß Sie nicht eines Tages dort erscheinen, sich als Betrogenen, mich als Betrüger hinstellen? Sie würden dadurch nur gerechtfertigter dastehen, denn kein Mensch würde mir glauben, daß wir unter einer Decke stecken!“

„Vor einer solcher Handlungsweise meinerseits schützt Sie schon der Umstand, daß ich verheiratet bin. Man würde bei dieser Sachlage sehr wohl an eine Verabredung glauben.“

„Was geschehen würde und wird, geht mich nichts an, berührt mich nicht,“ entgegnete Hiller; „ich sichere mich davor, daß nichts geschehen kann. Wie will ich beweisen, das Sie eine heimliche Ehe geschlossen haben? Besitze ich Ihren Trauschein? Kenne ich die Namen der Trauzeugen? Kenne ich den Ort oder die Behörde, in welchem und vor welcher Sie geheiratet? Sie leugnen die Thatsache einfach ab, mehr brauchen Sie gar nicht zu thun! Bedenken Sie, daß mir bei einer Entdeckung das Zuchthaus droht. Jetzt habe ich die Karten in der Hand, und es ist meine Pflicht, mich gegen falsches Spiel

zu sichern, das ist nicht Mißtrauen gegen den Mitspielenden, sondern Spielregel!"

Er machte eine Pause, und da ihm während des Sprechens das Streichholz ausgegangen war, mit dem er seine Cigarre anzuzünden bereit gewesen, ergriff er ein anderes, steckte es an und setzte die Cigarre in Brand, dann blies er das Streichholz aus und sah, es in den Fingern drehend, noch eine Weile in die glühende Kohle.

Wismar blickte stumm zu Boden und gab keine Antwort.

Nachdem das Streichholz zu Asche verbrannt war und Hiller sah, daß sich der Amerikaner nicht zum Sprechen bequeme, tippte er ihn leise mit dem Finger auf die Hand.

Zusammenzuckend schaute Wismar auf.

„Nun?“ machte Hiller.

Wismar zuckte, ohne Antwort zu geben, die Achseln.

Hiller zog die Brauen zusammen und schüttelte langsam den Kopf. „Sie wollen nicht?“ sagte er; „mir auch recht! Aber Sie sind unklug! Sie können absolut nicht verlangen, daß ich ohne Sicherheit auf einen so gefährlichen Plan eingehe. Ich bin es ja überhaupt allein, der seine Haut zu Markte trägt, ich bin es, der das Verbrechen begehen und die Schuld auf sich nehmen muß, während auf Sie, den Gleichschuldigen, nicht die leiseste Spur eines Verdachtes fallen darf und fallen wird. Ich muß mich mit jedem mir zu Gebote stehenden Mittel dagegen schützen, daß meine Freiheit, solange ich noch in Europa bin, angegriffen werden kann, muß mich, nicht nur mit jedem Mittel, sondern auch gegen

jeden Menschen schützen, gegen jeden, auch gegen Sie. Das können Sie mir nicht verdenken, würden Sie mir nicht verdenken können, wenn ich genau mit Ihnen bekannt wäre, wie viel weniger, da ich Sie so gut wie gar nicht kenne. — Gut, Sie wollen nicht! Wir haben also nur geschertzt. Hier ist Ihr Geld zurück, welches ich nicht mehr nehme, da Sie mir den Schein jedenfalls in der Hoffnung gaben, daß wir handelsseins würden. Daß ich aus unserem Gespräch keinen Nutzen ziehen werde, brauche ich Ihnen nicht erst zu versichern, es liegt im beiderseitigen Interesse, verschwiegen zu sein. Das Frühstück jedoch werden Sie die Güte haben müssen zu bezahlen, da ich, wie ich Ihnen bereits eingestand, kein Geld bei mir habe. Nehmen Sie meinen besten Dank für Ihre freundliche Bewirtung!“

Er legte den Hundertdollarschein auf den Tisch, machte dem Amerikaner eine höfliche Verbeugung, die er mit einem verbindlichen Lächeln begleitete, und schritt, ohne sich umzusehen, dem Ausgang des Lokals zu.

Wismar hob heftig den Kopf und sah dem Davonschreitenden mit einem finstern Blick nach. Er schien zu erwarten, daß Hiller umkehren oder doch an der Thüre einen Blick rückwärts werfen werde; da dies aber nicht geschah und Hiller, ohne zu zögern, das Lokal verließ und die ins Freie führende Glasthür hinter sich schloß, stieß er einen Fluch zwischen den Zähnen hervor und sprang, wie um ihm zu folgen, vom Sitze auf, blieb aber stehen und klingelte heftig.

„Bitten Sie den Herrn, der eben hier mit mir zusammensaß, einen Augenblick zurückzukommen!“ rief er

dem herbeieilenden Kellner zu. Gehorsam verließ dieser das Lokal.

Wismar warf sich auf seinen Stuhl und schaute düster vor sich nieder. Schon nach kurzer Zeit kehrte Hiller in Begleitung des Kellners ins Lokal zurück.

Weder Wismar noch Hiller konnten sich eines Lächelns enthalten, als sich ihre Blicke begegneten. Das des Amerikaners fiel freilich etwas grämlich aus.

„Setzen Sie sich!“ nahm Wismar zuerst das Wort, „und stecken Sie vor allem das Ding da ein!“ er deutete auf die noch auf dem Tisch liegende Banknote. „Das Geld gehört unter allen Umständen Ihnen.“

Ohne zu zögern, steckte Hiller den Schein in die Tasche und setzte sich.

„Sie sind,“ fuhr der Amerikaner fort, „wie mir scheint, ein schlauer Kopf und haben Energie. Das kann mir am Ende lieber sein und gewährt mir größere Sicherheit, als wenn Sie feig und dumm wären. Gut, ich gehe auf Ihre Bedingungen ein. Kommen Sie mit in mein Hotel, dort wollen wir die Sache ordnen.“

Er trank sein Glas aus, bezahlte die Beche, und beide entfernten sich, um sich nach dem Hamburger Hof zu begeben, wo Wismar bereits von Kuxhafen aus zwei Zimmer telegraphisch bestellt hatte.

„Es wird nötig sein, daß wir uns im Hotel mit dem Vornamen anreden, damit die Kellner nicht herausbekommen, wer von uns Wismar ist,“ sagte Hiller, als sie den Jungfernstieg entlang schritten. „Wie heißen Sie?“

„Benno!“ antwortete der Amerikaner.

„Und ich heiße Ferdinand,“ sagte Hiller.

Sie waren im Hotel angekommen und begaben sich auf Wismars Zimmer. Dort wurde der Kontrakt noch einmal aufgesetzt. Während Wismar schrieb, ging Hiller mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, und als der Amerikaner fertig war und beide den Kontrakt unterschrieben hatten, zog Hiller seinen Complicen in die von der Thür entfernteste Fensterecke.

„Also hören Sie meinen Plan; wenn Sie auf denselben eingehen, sind Sie außer aller Gefahr. Wir beide haben zusammen das Hotel betreten, niemand weiß, wer von uns Hiller und wer Wismar ist. Sie werden heute noch weggehen und nicht mehr zurückkommen; währenddessen bemächtige ich mich Ihrer Sachen, reise nach Kassel und heirate das Mädchen. Nach sechs Wochen erscheinen Sie . . .“

„Ja, aber ich kann doch nicht sechs Wochen einfach verschwinden,“ unterbrach ihn Wismar, „wie soll ich denn meine lange Abwesenheit erklären? was soll ich denn sagen, wo ich war? man wird unser Spiel durchschauen! an diesem Umstand scheitert der ganze Plan!“

„Keineswegs!“

„Wissen Sie eine Ausrede?“

„Sie werden gar keine Ausrede brauchen!“

„Und was soll ich denn sagen?“

„Die Wahrheit!“

„Die Wahrheit?“ Der Amerikaner lachte spöttisch auf
„Sind Sie wahnsinnig?“

„Durchaus nicht,“ entgegnete Hiller, „es kommt doch nur darauf an, ob Sie die Wahrheit sagen dürfen!“

„Nun und . . .“

„Sie werden folgendes erzählen: Sie sind am heutigen Datum in Hamburg angekommen und haben durch Zufall auf der Straße einen Mann Namens Hiller kennen gelernt. Dieser Hiller, der Ihnen zum Verwechseln ähnlich sah, hat Sie um Empfehlungen für Amerika gebeten, und Sie sind mit ihm in Ihr Hotel gegangen, um die Empfehlungsbriefe zu schreiben. Nachdem dies geschehen, haben Sie sich mit diesem Hiller nach St. Pauli, in eines der Varietés begeben, um den Abend zu verbringen; dort seien Sie in Streit geraten, leider wäre es zu Thätlichkeiten gekommen und Sie hätten das Unglück gehabt, einem Schutzmann, der Sie zur Wache bringen wollte, einen Schlag zu versetzen. Auf der Wache haben Sie sich aus Furcht vor der Blamage geweigert, Ihren Namen zu nennen, und seien infolgedessen nicht in Freiheit gesetzt, sondern in Untersuchungshaft geführt worden. Ein Prozeß wegen Widerstand gegen die Staatsgewalt sei gegen Sie anhängig gemacht worden, in welchem Sie zu einigen Wochen Gefängnis verurteilt worden sind. Ihren Namen haben Sie erst im letzten Augenblick durch ein Versehen genannt. Aus dem Gefängnis entlassen, seien Sie nach dem Hotel zurückgeilt, um zu erfahren, daß jener Mann, mit dem Sie damals angekommen, sich Ihrer sämtlichen Effekten bemächtigt, die ihm anstandslos ausgehändigt worden seien, weil niemand im Hotel gewußt, wer von beiden der wahre Wismar wäre. Sie seien nun sofort nach Kassel gefahren, um dort mit Entsetzen zu erfahren, welchen Schurkenstreich jener Hiller ausgeführt.“

„Schr gut," sagte Wismar spöttisch. „Und wer wird mir das Märchen glauben?"

„Jeder," antwortete Hiller, „weil es die Wahrheit ist."

„Die Wahrheit?"

„Nun ja, die Wahrheit."

„Ich soll mich einsperren lassen?"

„Giebt es etwas Praktischeres, können Sie ein schöneres Alibi ausdenken?"

„Ja, sagen Sie, sind Sie toll?"

„Ja, sagen Sie, sind Sie begriffstüchtig?" äffte ihm Hiller nach. „Sie sind im Begriff, ein Verbrechen zu begehen, das Sie, wird es entdeckt, unfehlbar auf Jahre ins Zuchthaus bringt, Sie können sich durch sechs Wochen Gefängnis dagegen sichern, und die Unbequemlichkeit dieses Umstandes hindert Sie, sich dieses unfehlbaren Mittels zu bedienen? Ihre ganze Zukunft, das Glück Ihrer Gattin steht auf dem Spiel, und Sie beben vor einer Unbequemlichkeit zurück? Gehen Sie, gehen Sie: mit kleinen Mitteln erreicht man nichts Großes!"

Wismar hatte dem Sprechenden finster zugehört. „Sie haben recht, leider recht; Ihr Plan ist meisterhaft. Ich war ein Dummkopf, ihn nicht sofort zu begreifen! Wohlan, ich füge mich Ihrer Vorschrift. Sie sind ein kluger Kopf!" fügte er, Hiller betrachtend, finster hinzu, „schade, daß so viel Intelligenz auf eine so schlechte Sache verwendet wird!"

Hiller lachte. „Mein Gott, was wollen Sie, die Sache ist für jenen Mann so gefährlich nicht, ich werde den Griff in seine Kasse so gelinde wie möglich ein-

richten, würde ihn ganz unterlassen, wenn ich nicht den Schein erwecken müßte, ich hätte den ganzen Betrug nur ausgeführt, um seine Kasse zu berauben. Und was die Tochter betrifft, mein Gott, die kann sich ja nach meinem Verschwinden von mir scheiden lassen, das passiert ja vielen Frauen, etwas Böses denke ich ihr nicht zuzufügen!" setzte er mit einem frivolen Lächeln hinzu, „und daß sie Sie nicht zum Manne bekommt, nun, mein Gott, das halte ich auch nicht für ein allzugroßes Unglück. Aber vorwärts, wir haben nur noch wenige Stunden und noch einige Formalitäten zu erledigen."

Wismar gehorchte willig den Anordnungen des Ueberlegeneren. Beide fuhren zusammen nach einem Bankhause, wo sie den Schein, den sie vorher versiegelt hatten, deponierten. Darauf übergab Wismar Hiller die auf einen falschen Namen ausgestellte Anweisung auf Adelaide in der bedungenen Höhe. Beide begaben sich dann wieder ins Hotel zurück, wo sich Wismar bis zum Abend damit beschäftigte, seinen Lebenslauf und die Chronologie seiner Familie zu Papier zu bringen.

Es war ziemlich spät, als sich beide hinaus nach St. Pauli begaben. Sie traten in eine der vielen Singpielhallen und nahmen an einem dichtbesetzten Tische Platz. Hiller leitete den Feldzugsplan und Wismar führte aus, was ihm jener befahl.

„Sagen Sie ein paar freche Worte zu jenem Mädchen!" flüsterte Hiller.

Wismar that, wie ihm geheißen; das Mädchen, welches ebenfalls an dem Tische saß, gab eine grobe Antwort, die Wismar mit einer Unflätigkeit erwiderte.

Einer der am Tisch sitzenden Herren mischte sich drein, es entstand ein Streit, der bald zu Thätlichkeiten ausartete.

Man griff Wismar von allen Seiten an, dieser setzte sich heftig zur Wehr. Das Publikum erhob sich, man rief Ruhe, die Kellner stürzten herbei, und im nächsten Augenblick befanden sich die Ruhestörer auf der Straße.

Hiller, der, sobald der Streit seinen Anfang nahm, sich zurückgezogen hatte, eilte ins Freie, und sah zu seiner Befriedigung, wie die im Lokal begonnene Schlägerei sich auf der Straße fortsetzte und wie von allen Seiten Schutzleute herbeieilten, die Käufer auseinanderzutreiben. Es gelang ihnen auch, die meisten zur Ruhe zu bringen, nur Wismar schlug wie ein Wütender um sich. Hiller sah noch, wie zwei Schutzleute denselben packten, um ihn nach der Wache zu bringen, sah, daß Wismar sich losriß und einem der Beamten mit dem Stock über den Kopf schlug, daß der Mann in die Knie sank und der Helm zu Boden rollte; dann verdeckte die das Schauspiel umdrängende Menge den Körper seines Komplizen, und er sah denselben erst auf der Freitreppe, die zu der Polizeiwache emporführt, wieder, wie er da, vorwärtsgestoßen, die Stufen emporstolperte und hinter der Thüre zum Wachtlokal verschwand.

„Der ist besorgt und aufgehoben!“ murmelte er, setzte sich in eine Droschke und fuhr nach dem Hamburger Hof.

„Ich reise heute noch ab!“ herrschte er den Portier an, „nach Hannover! Lassen Sie mein Gepäck auf die Bahn bringen, der Kellner soll die Rechnung ausschreiben. Nummer 17 und 18!“ fügte er hinzu, als ihn der Portier etwas verlegen ansah.

Er nahm den Schlüssel und stieg nach Wismar's Zimmer empor.

Die Koffer waren bereits gepackt. Wismar hatte ihm alle seine Habseligkeiten übergeben und nur etwa 1000 Dollar bares Geld und das behalten, was er am Leibe trug. Selbst alle Brieffschaften hatte der Amerikaner ausliefern müssen, damit nichts seinen Namen verraten könne.

Niemand im Hotel hegte Mißtrauen, daß Hiller der echte Wismar sei, da keiner wissen konnte, wer von den beiden Herren, die stets zusammen kamen und zusammen gingen, der Amerikaner wäre. Für das Hotelpersonal war der zuletzt der Rechte, der bezahlte, und da Hiller die Rechnung verlangte, sah man ihn ohne weiteres für den dazu Berechtigten an. Auch hatte Hiller sich, bald nach seiner Ankunft im Hotel, einen von Wismar's Anzügen angelegt. Die Sachen mußten also wohl sein Eigentum sein, da er über dieselben verfügte.

Seiner Abreise stellte sich deshalb nicht das geringste Hindernis entgegen, und nach kaum einer Stunde saß er in einem Coupé erster Klasse und erwartete das Abfahrtsignal des Zuges.

Das Herz klopfte ihm hörbar, als der schrille Pfiff der Lokomotive ertönte und der Zug sich langsam in Bewegung setzte; die ganze Schwere des Verbrechens, das er zu begehen beabsichtigte, drückte lastend auf seine Seele. Noch hatte er Zeit, umzukehren, noch war es ihm möglich, mit dem ihm übergebenen Geld das Weite zu suchen, es war immerhin weniger verbrecherisch, einen Schurken zu betrügen, als ehrliche Leute ins Unglück zu stürzen.

Aber nur einen Augenblick dauerte die bessere Regung, dann wies er gewaltsam den Gedanken von sich.

„Nein!“ rief er, „bin ich ein Schuft, so will ich wenigstens ein großer Schuft sein, keine Halbheit! Ich kann ein Vermögen gewinnen, mir eine Existenz gründen, mich mit einem kühnen Handstreich von aller Not befreien, vor aller Armut retten, der Armut, dem entsetzlichen aller Uebel! Ich will, ich will! Und hüte sich jeder, der mir in den Weg tritt!“

Ein Gewitter zog auf, der Sturm trieb den Regen prasselnd gegen die Fensterscheiben des Wagens, grelle Blitze beleuchteten von Zeit zu Zeit die in tiefes Dunkel gehüllte Gegend, die der Zug wie eine feurige Schlange durchfuhr.

Hiller zog das Manuscript hervor, welches ihm Wismar gegeben, dasselbe enthielt alle Notizen über die Familie Wismars, welche ein zur Familie Gehöriger wissen mußte, und unter dem Rasseln des Zuges, in welches sich das Grollen des Donners mischte, versuchte er Zahlen und Daten seinem Gedächtnis einzuprägen, und wiederholte mechanisch fort und fort mit halber Stimme: „Mein Vater: Ernst Theodor Wismar, geboren am 10. Dezember 1839 zu Magdeburg, als Sohn eines Steuerbeamten. Meine Mutter, Marie Klementine Wismar geborene Gelzig. Geboren in Namslau in Schlesien, als Tochter eines Kaufmanns am 26. Mai 1850, gestorben am 17. März 1879 in Amerika. Mein Bruder, Ernst Theodor Wismar, geboren auf der Plantage meines Vaters am 16. November 1869.“

Und weiter las er, immer neue Namen und Zahlen

des umfangreichen Schriftstücks, das er wieder von vorn durchlas, wenn er es beendete, bis ihm die Augen zufließen und er in die Kissen des Wagens zurücksank.

Noch immer prasselte der Regen gegen die Fenster, dröhnte der Donner durch das Rasseln des Ruges, leuchteten die Blitze unheilverkündend durch die Nacht, er aber lag und schlief und träumte von einer Villa in Australien am Ufer des Darling, wo er, bedient von schlanken, glutäugigen Mädchen, auf der Veranda lehnte und hinunterschaute auf den Fluß, wo buntbewimpelte Schiffe, die seinen Namen trugen, die Erträgnisse seiner Plantagen, zwischen palmenumrahmten Ufern, dem nahen Markte zuführten, träumte von Glück, Reichthum und Wohlleben, das er sich aufbauen wollte auf dem Schmerz eines getäuschten Vaters, auf dem Jammer und der Verzweiflung eines betrogenen Weibes.

2. Die Eule.

Hiller wurde in Kassel in freundlichster Weise empfangen; dem Sohn des besten Freundes, dem mutmaßlichen Schwiegersohn, standen Herzen und Thüren in gleicher Weise offen.

Ulmann wohnte nicht in Kassel, sondern in einer Villa außerhalb der Stadt. Dort war es, wo Hiller seinen ersten Besuch machte; er hatte am Morgen, nachdem er in einem Hotel abgestiegen, dem Kaufmann seine Karte ins Komtoir geschickt, und dieser hatte ihn schriftlich gebeten, ein Frühstück in seiner Villa einzunehmen, und ihm zugleich seinen Wagen gesandt.

Seufzend bestieg der junge Mann das elegante Ge-

fährt. Sein Herz klopfte unruhig, als der Wagen an den letzten Häusern der Stadt vorüberfuhr und zwischen den laubumrauschten Landhäusern, welche den Weg rechts und links einfaßten, die gutgehaltene Chaussee entlang rollte. Er hatte sich die That leichter vorgestellt, sich eine größere Sicherheit zugetraut; beklommen lehnte er in der Ecke des Wagens und unwillkürlich flüsterte er: „Wäre die Zeit erst vorbei!“ Aber er dachte nicht daran umzukehren, er hatte sich einmal sein Ziel gesteckt und wollte dasselbe, koste es was es wolle, erreichen. „Mut! Mut!“ rief es in ihm, „zwei Monate der Angst und Sorge, und du bist gesichert für dein Leben!“

Der Wagen bog von der Straße ab und hielt gleich darauf vor einem mitten im Garten gelegenen Landhause. Eine Freitreppe führte von dem Halbrund der Auffahrt zu dem Hochparterre, in welchem die Wohnräume lagen. Ein alter Herr von stattlicher Figur, weißem Haar und glattrasiertem Gesicht stand auf der obersten Stufe und kam rasch die Treppe herab, als Hiller aus dem Wagen sprang. Es war Ulmann. Mit ausgebreiteten Armen kam er dem Ankommenden entgegen und drückte ihn an seine Brust.

„Seien Sie mir gegrüßt, Sohn meines einzigen und treuesten Freundes!“ sagte er warm, den jungen Mann auf beide Wangen küssend, „möge Ihr Eintritt in dieses Haus von Glück und Segen begleitet sein!“

Hiller fühlte sich ordentlich gerührt, er erwiderte die Umarmung des Alten kräftig und um hinter dessen pathetischer Begrüßung nicht zurückzubleiben, sagte er: „Mein eifrigstes Bestreben wird sein, mir Ihre Zufrieden-

heit zu erwerben!" Er wußte zwar nicht recht, was er damit sagen wollte, aber Ulmann schien mit der Antwort vollkommen zufriedengestellt und zog seinen Gast mit jugendlicher Lebendigkeit die Treppe empor.

In der großen Halle, die durch eine doppelte Glashür abgeschlossen, hinter der Freitreppe lag, wartete Helene, die Tochter Ulmanns, des Gastes. Sie war ein junges Mädchen von etwa achtzehn Jahren. Ihr Wuchs war schlank und ebenmäßig, wenn sie auch nicht groß zu nennen war. Ihr Gesicht zeigte eine reizende Frische und Anmut. Ihr Haar war in einem dicken blonden Zopf vereinigt, welcher um den Kopf gelegt, denselben wie ein Diadem krönte. Das einfache Kleid, von grauer Farbe, das eng ihren zarten und doch vollen Körper umschloß, verriet einen gewählten Geschmack und das Fehlen jedes Schmuckes wies auf eine einfache, vornehme Sinnesrichtung hin.

Sie stand neben dem reichgedeckten Frühstückstisch, der in der Mitte der Halle aufgestellt war, und ordnete mit kundiger Hand die noch durcheinanderstehenden Weingläser. Als ihr Vater die Halle verließ, um dem Gast entgegenzueilten, blickte sie ihm beunruhigt nach, und ein Zug der Sorge sowohl als auch des Spottes flog über ihr hübsches Gesicht. Wie alle jungen Mädchen war sie gegen den vorbestimmten Bräutigam eingenommen und war fest gewillt, ihn nicht zu nehmen, wenn er ihr nicht gefiele. Sein Bild hatte ihr zwar gefallen, aber Bilder täuschen, und sie blickte deshalb, als sie Schritte auf der Treppe vernahm, gespannt nach der Thür.

Ulmann und Hiller traten ein. Ohne eine Vor-

stellung abzuwarten, schritt Hiller auf das junge Mädchen zu, preßte ihre Hand an seine Lippen und sagte: „Fräulein Helene, seit langer Zeit ist es mein liebster Wunsch, Ihnen persönlich meine Huldigung darbringen zu können; ich bin glücklich, diesen Wunsch erfüllt zu sehen!“ Dann schüttelte er ihre Hand, die er noch in der seinen hielt, herzlich und fuhr mit lustigem Augenzwinkern fort: „Hoffentlich gefällt Ihnen meine schöne Begrüßungsansprache, ich habe mir viel Mühe damit gegeben und sie mir den ganzen Weg bis hierher überlegt!“

Helene schaute ihn etwas verdutzt an, aber da er ihr freundlich zulachte und auch ihr Vater zu lachen begann, lachte sie endlich mit.

Man setzte sich zu Tisch, das Frühstück verlief in heiterster Weise. Geschickt wich Hiller allen Fragen, die über seine, bezw. Wismars Familie an ihn gestellt wurden, aus, gab nur halbe Antworten und fügte denselben stets die unglaublichsten Erzählungen bei, so daß seine Zuhörer nie wußten, ob er im Ernst spreche oder scherze. Hiller war immer ein guter Gesellschafter gewesen und ließ heute, um sich über die Situation hinwegzuhelfen, seiner Laune die Zügel schießen, wobei ihm die Aufgeregtheit, in der er sich befand, mit einem gewissen Galgenhumor zu Hilfe kam.

So stieß er denn auf lebhaften Protest, als er, mit der Bitte sich zurückziehen zu dürfen, ausbrach und sich entschuldigte, die Herrschaften gelangweilt zu haben. Aber er setzte doch seinen Willen, gehen zu dürfen, mit dem Hinweis durch, die ganze Nacht im Eisenbahnwagen zugebracht zu haben, und entfernte sich, zum großen Be-

dauern des alten Ulmann, der den jungen Mann gern noch stundenlang dabehalten hätte und der, als Hiller fort war, zu seiner Tochter sagte: „So war der Vater auch, aber der Sohn ist geistreicher, gescheiter, der wird Leben ins Haus bringen, so einer hat mir schon lange gefehlt!“

Helene senkte nachdenklich das Köpfchen. „Ja,“ erwiderte sie, „aber man weiß nie, ob er im Ernst redet oder sich über einen lustig macht!“ Im Innern aber mußte sie sich gestehen, daß ihr der aufgedrungene Bräutigam sehr, sehr gut gefiel.

Hiller lag währenddessen im Wagen und fuhr der Stadt zu. Er war außerordentlich zufrieden mit sich und über sein Gesicht flog ab und zu ein Lächeln, wenn er daran zurückdachte, mit welchem Humor er die Unterhaltung geleitet und wie die von ihm aufs Tapet gebrachten Scherze gewirkt. Auch ihm hatte das junge Mädchen außerordentlich gefallen.

„Dieser Dummkopf, dieser Wismar,“ murmelte er, „setzt eines Weibes wegen seine ganze Zukunft aufs Spiel, bringt eine anständige Familie und mich ins Unglück; glücklicher als mit diesem Mädchen konnte er mit keinem Weibe der Welt werden. — Nur nicht denken, nur nicht denken!“ unterbrach er seinen Idceengang, „wer weiß, was kommen wird und sein kann, gestern Morgen lungerte ich noch schäbig und abgerissen am Hamburger Hafen herum, und heute bin ich der Gast eines der reichsten Männer dieser reichen Stadt, trinke die feinsten Weine, esse die besten Sachen und rauche die teuersten Cigarren. Freilich durch welche Mittel? Ah pah! Lüge

und Gewalt beherrschen die Welt! Täuschung und Betrug ist alles, selbst das Glück. Nur keine Halbheit. Alles oder nichts, im Guten wie im Bösen!"

Tage vergingen. Hiller hatte auf Ulmanns Wunsch seine Wohnung im Hotel aufgegeben und war in das dem Kaufherrn gehörige Haus in der Stadt gezogen, in welchem sich auch die Geschäftsräume befanden; er war jetzt in dem Bekanntenkreis Ulmanns eingeführt und seine gesellschaftlichen Talente machten ihn überall zu einem beliebten Gast. Er fühlte sich völlig sicher, und in der That zweifelte niemand an seiner Identität. Wie wäre das auch möglich gewesen, er kam zur vorbestimmten Zeit an, sah dem Bild des Erwarteten, welches sich in den Händen seines Gastfreundes befand, sprechend ähnlich, war in allen Familienangelegenheiten orientiert, mit allen Papieren ausgerüstet, ebenso leicht hätte man bezweifeln können, daß der Mond der Mond, die Sonne die Sonne sei.

Ulmann war ein reicher Mann und liebte es, seinen Reichtum zur Schau zu stellen, sein Haus war das gastfreieste der ganzen Stadt und der Sammelpunkt der eleganten Welt. Dabei war er ein Mann von ehrenhaftem Charakter und besten Grundsätzen.

Der Verdacht Wismars, daß Ulmann dem Freunde mit dem stipulierten Neugeld eine Falle stellen gewollt, war durchaus unbegründet. Jener Kontrakt verdankte seine Entstehung überhaupt nur einer Laune und war in einem Rausche der Freundschaft und Wiedersehensfreude entstanden, einige gute Flaschen mochten auch

ihren Theil daran haben. Den beiden Freunden hatte nichts ferner gelegen, als sich zu übervorteilen, der Vertrag mit der hohen Reugeldsumme war nichts als ein etwas überschwänglicher Freundschaftsbeweis, der die alte Freundschaft in ihren Kindern weiter fortbestehen lassen sollte. Es wäre auch Ulmann gar nicht eingefallen, auf Auszahlung des Geldes zu dringen, falls ihm Wismar offen die Wahrheit gesagt, ja, er hätte sich sogar dazu verstanden, die Summe zu zahlen, falls er in der geplanten Verbindung das Glück seiner Tochter nicht gesichert geglaubt haben würde.

Dies alles überdachte Hiller, als er eines Nachmittags auf der Veranda des Landhauses stand und im träumenden Brüten hinüber nach der Landstraße blickte.

Die ganze Nutzlosigkeit des perfiden Betrugcs lastete auf seinem Gemüt. Das war kein Sieg, denn es gab keinen Widerstand zu überwinden, und damit sank die einzige Entschuldigung, die er für sich in seinem Innern finden konnte, zu Boden. Jetzt reute es ihn, mit dem von Wismar erhaltenen Gelde nicht das Weite gesucht zu haben, er sann darüber nach, sich noch jetzt durch die Flucht zu retten, ohne den Mut zur That zu finden, er wollte fliehen, und eine geheimnisvolle Macht zwang ihn zu bleiben, er wußte, was ihn hielt, aber er wagte es sich nicht einzugestehen — er liebte Helene!

Sinnend betrachtete er die Menschen, die an der Villa vorübergingen.

„Wie viele,“ sagte er zu sich, „von denen, die dort gehen und dich hier in der reichen Umgebung sehen, beneiden dich und wünschen sich an deinem Platz. O wie

gerne würde ich mit dem Aermsten tauschen, der nur ein sicheres Brot, eine bleibende Stätte hat, der des Abends sein Haupt niederlegen kann, ohne zu sorgen, ohne zu denken, den nicht die Schreckensgespenster der Furcht vom Lager aufschrecken, dem nicht die Gedanken kommen, „was soll denn jetzt werden? Wie soll das weitergehen?“ Jener Laufburſche dort drüben mit seiner Mappe unterm Arm, er wird, wenn das Geſchäft geſchloſſen, hinausgehen in Gottes freie Natur, ſich an einem Feldrain niederſetzen und ſich einbilden, der gefundene Cigarrenſtummel ſchmecke ihm. Vielleicht ſeinem Kollegen etwas erzählen von der Größe ſeines Geſchäfts und ſeinem Einfluß auf den erſten Haushälter, der für ihn jedenfalls eine der wichtigſten Perſonen des ganzen Hauſes iſt. — Und ich — ich werde in dem hellerleuchteten Salon ſitzen, möglichſt im Dunkeln, damit niemand die Röthe der Scham bemerken kann, die mir vielleicht doch in die Wangen ſteigen könnte — werde lügen und ſchwindeln, um den Plan eines Schurken auszuführen, einen Plan, der edle, vortreffliche Menſchen ins Unglück ſtürzt — und warum? Um mir eine geſicherte Exiſtenz zu verſchaffen, um nicht arbeiten zu müſſen. Ich bin der elendeſte Menſch, viel ſchlechter als der Straßenräuber, der ſein Opfer niederschießt.“

Seine Brauen hatten ſich finſter zuſammengezogen, ſeine Hände, die das eiferne Gitter, welches die Veranda umgab, gefaßt hatten, krallten ſich krampfhaft zuſammen und in wilder Aufregung rüttelte er an den Eiſenſtäben.

Das Klingen der ſich hinter ihm öffnenden Thür ließ ihn erſchreckt zuſammenfahren, er wandte ſich um:

Helene stand hinter ihm. Sie trug ein weißes Kleid, mit blauen Schleifen geziert, ein Florentiner Strohhut hing an dem breiten blauen Bande an ihrem Arm. Sie sah unbeschreiblich lieblich und rosig aus, ihre Augen glänzten, ein Schein von Glück lag auf ihrem zarten Gesicht.

Er sah sie finster an.

Sie blickte erschrocken zu ihm auf. „Was haben Sie? Woran dachten Sie?“ fragte sie mit zitternder Stimme.

„Ich dachte an die Schlechtigkeit der Welt, ich dachte daran, daß das Unglück niemand verschont, auch an Ihnen wird es nicht vorübergehen, Helene!“

Er sagte das mit leiser verschleierter Stimme, beinahe traurig.

„Was man im Leben Unglück nennt,“ erwiderte sie, „ist oft nichts als das Unerfülltbleiben unserer Wünsche; wer bescheidene Ziele erstrebt, wird meistens zufrieden sein!“

„Das Unerfülltbleiben unserer Wünsche!“ wiederholte er gedankenvoll; „wenn aber diese Wünsche nur in dem gerechtfertigten Vertrauen ruhen, das wir in andere setzen, und diese andern täuschen das Vertrauen.“

„Das ist wohl Unglück,“ sagte sie leise, „aber selten täuscht doch ein Mensch das Vertrauen des andern, wenn ihn nicht die Verhältnisse dazu zwingen; es giebt soviel Elend in der Welt, und mancher ist wohl nur schlecht, weil die Not ihn hindert, gut zu sein.“

„Helene!“ rief er ausbrechend, „Sie sind ein Engel, eine Heilige! Wenn Sie wüßten, was mir Ihre Worte bedeuten, wenn Sie wüßten, wie mich Ihr hoher Sinn, Ihre —“

„Still, still!“ unterbrach sie ihn, „ich bin ein dummes, thörichtes Mädchen und schon froh, wenn Sie nicht über meinen Unverstand lachen.“

„Ich lachen! Ueber Sie, über Dich, ich möchte nichts als stundenlang Deinem süßen Geplauder lauschen, nichts als in Deine Augen sehen, mein Glück, mein Leben!“ Und alles um sich her vergessend, zog er sie an seine Brust und bedeckte ihre zitternden rosigen Lippen mit Küssen.

Helene überließ sich willenlos seinen Liebkosungen, sie schloß die Augen, das junge Glück der ersten Liebe hielt sie ganz gefangen und fesselte sie in den Armen des Geliebten.

Dennoch siegte Konvention und Erziehung endlich über die Empfindung des Augenblicks, sanft machte sie sich von ihm los und wie sie seine Hand in der ihren behielt, drückte sie einen flüchtigen Kuß auf die Spitzen seiner Finger.

Ein jähes Rot schoß in seine Wangen.

„Helene!“ rief er mit erstickter Stimme, „was thun Sie — wenn —“ er suchte nach Worten, die Gefühle zu schildern, die ihn bewegten, und überwältigt von seiner Liebe zu dem schönen Mädchen, von Schmerz und Reue, sank er vor ihr in die Knie und ihren Körper in die Arme fassend, wie der reuige Sünder ein Heiligenbild, stammelte er: „Ich bin Ihrer nicht wert!“

Erstrocken beugte sich Helene zu ihm nieder, er hob den Kopf und als er ihr ins Auge blickte, war er bereit, alles zu gestehen und nach dem Geständnis zu fliehen, sie nie mehr wiederzusehen, seine Schuld durch Thaten

des Edelmutes und der Entfagung zu büßen und um ihrer Liebe würdig zu sein, selbst wenn ihn diese Liebe nie beglücken würde. Aber da, als er schon den Mund öffnete, um das Geständnis seiner Schuld abzulegen, öffnete sich die Thür abermals und Ulmann erschien in dem Rahmen derselben.

Der Kaufmann fuhr beim Erblicken der Gruppe ein wenig zurück, während Hiller aufsprang und Helene das errötende Gesicht in den Händen verbarg.

Ulmann lächelte bei der Bestürzung der ertappten Liebenden.

„Na, na,“ sagte er, „warum denn so erschrocken? Sie brauchen keine Angst zu haben, lieber Wismar, daß ich Sie wegen Beleidigung meiner Hausehre auf Pistolen fordere. Im Gegenteil, was ich gesehen, freut mich ganz ungemein, denn ich glaube, daß hier wahre Zuneigung dem Wunsche der Väter entgegenkommt!“ und zu seiner Tochter gewendet, sagte er, indem er ihre Hand ergriff: „Liebst Du ihn denn wirklich?“

Helene antwortete nicht, sie schlang ihre Arme um den Hals des Vaters und verbarg ihr Gesicht an seiner Brust. Der Kaufmann drückte sein Kind zärtlich an sich und fuhr lieblosend über ihren blonden Scheitel, dann erfaßte er ihre Hand und sie von seinem Halse lösend und sie Hiller entgegenstreckend, sagte er: „Nehmen Sie sie hin, es ist mein ein und alles, mein höchstes Gut; aber ich gebe sie Ihnen gern, Ihnen, dem Sohn meines teuersten Freundes — machen Sie mein Kind glücklich!“

Hiller stand noch immer wortlos da, die wider-

streitendsten Gefühle durchstürmten seine Brust, einen Augenblick hatte er auch vor Ulmann ein Geständnis ablegen wollen, aber die lächelnde Miene des Kaufmanns hatte den Gedanken verschreckt; dann wollte er fliehen, um nie wieder zurückzukehren, aber ohne ein letztes Wort, einen verzeihenden Blick Helenens, mochte er das Opfer nicht bringen. So stand er ratlos, fassungslos der Situation gegenüber, die ihn mit sich forttrieb. Wäre Ulmann nicht selbst bewegt gewesen, vielleicht wäre ihm die Verlegenheit Hillers aufgefallen, aber er merkte nichts, und Hiller faßte sich wenigstens so weit, daß er, als ihm der Kaufmann die Hand seiner Tochter entgegenstreckte, sagen konnte: „Es wird der ehrgeizigste Wunsch meines Lebens sein, Ihre Tochter glücklich zu machen!“

Und mit überströmender Zärtlichkeit drückte er Helenens Hand an seine Lippen. Als er sich wieder aufrichtete, glänzte eine Thräne in seinem Auge.

Ulmann sah dieselbe und die Arme ausbreitend, rief er: „In meine Arme, mein Sohn, und auf Du und Du!“

„Judas!“ murmelte Hiller, als er dem alten Manne den Bruderfuß gab.

„Nun aber lustig, Kinder!“ rief der Kaufmann, dessen Naturell mehr heiter angelegt war; „es ist ja Verlobung und kein Begräbnis. Vorwärts, zuerst an den Papa gekabelt und dann die Liste derer aufgesetzt, die eine Anzeige bekommen müssen; wir werden nachzudenken haben, denn seit Helenens Geburt ist kein Familienfest mehr im Hause Ulmann begangen worden.“

Unter solchen Vorbereitungen vergingen die Stunden.

Abends feierte man in einer kleinen schnell zusammen-
geladenen Gesellschaft die „vorläufige“ Verlobung.

Es war schon spät, als Hiller die Villa verließ, er
hatte den Wagen abgelehnt und schritt gedankenvoll durch
die laue Sommernacht der Stadt zu. Wie von einer
beklemmenden Last befreit, atmete er auf, als er end-
lich allein seinen Gedanken ungestört nachhängen konnte.
Der Würfel war gefallen! Was nun? Er liebte Helene
und sie liebte ihn. Was sonst das größte Glück des
Lebens, hier war es namenloses Unglück. Er hatte
sein Spiel kläglich verloren, denn Helene verlieren, hieß
für ihn zeitlebens unglücklich werden, und verlieren
mußte er sie. Die edlern Gefühle in seinem Herzen,
die mit der Liebe zu dem schönen Mädchen neu er-
wacht waren, lehrten ihn, daß er nur durch Entsagung,
durch Verzicht auf sein Lebensglück die Schuld büßen
könne, die er auf sich geladen. Entsagen? gab es denn
kein Mittel? würde er überhaupt im stande sein, von
ihr zu lassen, und sie, würde sie eine Trennung über-
leben? sie, die mit so tiefer, so inniger Liebe an ihm
hing. Wie, wenn er ihr nach der Hochzeit ein Ge-
ständnis ablegte, wenn er sie zur Flucht überreden könnte
— sie liebte ihn — ein liebendes Weib vergiebt alles.
Man hatte Beispiele, daß reine, edle Frauen in grenzen-
loser Liebe an Räubern und Bösewichten gehangen. Oder
wenn Wismar krank würde, wenn er stürbe? Er war
der einzige Mensch, der das Geheimnis kannte; wenn
er ihn tötete? Ein Schauer faßte ihn bei dem Ge-
danken, zugleich aber befreite ein tiefer Seufzer der Er-
leichterung die beengte Brust. Da war ein Ausweg, da

war Rettung und Strafe zugleich! War nicht jener der einzig Schuldige? Er? hm, er war ein armer Teufel — das Geld, das verfluchte Geld hatte ihn bestochen; aber jener, der nicht in Glend und Not verkam, selbst wenn er die Wahrheit gesagt hätte. — Und wenn er ihn tötete? würde es unentdeckt bleiben? Vor der Familie Wismars glaubte er sicher zu sein; der Vater war zu alt, um nach Deutschland zu kommen, — die Geschwister? Wismar hatte ihm erzählt, daß seine Brüder mit ihm nicht gut ständen. Aber die Frau? Hier lag eine ernste Gefahr. Doch zuletzt, wenn er ihr eine Abstandssumme bot, ihr schrieb unter Wismars Namen, daß er sich in Deutschland verheiratet habe, sie würde sich in das Unvermeidliche fügen. Und wußte sie denn, wo er war, fand sie ihn denn? von der Familie Wismars hatte sie jedenfalls keine Hilfe zu erwarten, im Gegenteil! Und wenn auch, komme was da wolle, Helene mußte sein bleiben und sollte er eine Welt zu bezwingen haben. War sie sein, dann konnte er ein neues Leben beginnen, durch verschwenderisches Wohlthun das Unrecht gutmachen, was er gethan, und dadurch, daß er den Guten half, den Tod eines Schurken wettmachen! Für Helene wollte er sündigen, für sie leben, für sie sterben, seine Ruhe, sein Glück, sein Leben für sie opfern! Eine unendliche Sehnsucht erfaßte ihn, in ihrer Nähe zu sein.

Er wandte sich und schritt den Weg zurück, den er gekommen. Auf einer Brücke blieb er stehen, neigte sich über das Geländer und blickte in die Flut, die leise gurgelnd unter dem Brückenbogen dahinschoß.

„Das Bild eines Mörders!“ murmelte er, als er

die Umrisse seiner Gestalt in dem dunklen Wasser erblickte. „Muß es denn sein?“ flüsterte er. „Wer in die Zukunft sehen könnte!“

Nach einer Weile schritt er weiter. Hell und freundlich leuchtete die vom Mondschein übergossene Villa Umanns durch die Bäume. Er sprang über den eisernen Gartenzaun und schritt nach dem Stallgebäude, eine dort lehrende Leiter zu holen. Was er damit wollte, wußte er selbst nicht recht. Mechanisch setzte er seinen Weg fort, mechanisch streckte er die Hände aus, um die Leiter zu ergreifen; im nächsten Augenblick aber taumelte er entsetzt zurück — seine ausgestreckten Hände waren rot, rot wie in Blut getaucht. Es war das Licht einer roten, vor dem Stall brennenden Laterne, welches darauf fiel, aber er war viel zu erschrocken, um nach der Ursache der Erscheinung zu forschen. Mit starren Augen betrachtete er entsetzt seine Hände.

„Blut! Blut!“ stammelte er mit zitternden, bleichen Lippen, und wie von Furien gepeitscht, floh er aus dem Garten. Er hatte den Gartenzaun wieder übersprungen und stand jetzt tief aufatmend auf der Landstraße. Schauernd hob er seine Hände gegen das Licht des Mondes, sie waren wieder weiß.

„Noch klebt kein Blut daran,“ flüsterte er erleichtert, „aber wie lange noch . . .?“

Er sah sich um, und jetzt erst bemerkte er die rote Laterne, deren Licht durch die Bäume schimmerte.

„Ich bin ein rechter Held!“ dachte er, und ein verächtliches Lächeln umspielte seine Lippen. „Vor dem roten Licht einer Stalllaterne ergreife ich das Hasenpanier!“

In dumpfes Sinnen verloren, schritt er nach der Stadt zurück, aber bald blieb er wieder stehen. „Ich muß zu Ende kommen,“ murmelte er, „ich muß einen Entschluß fassen, der mich unwiderruflich bindet. Ich will das Schicksal befragen, mag es entscheiden. — Ist es denn so etwas Großes, das Leben eines Menschen? Sterben nicht täglich viele Tausende, verschlingt nicht das Meer in einer Nacht oft ebensoviel — und der Krieg? wer kann die Millionen zählen, die er vernichtet, und sie fallen, sterben oft unter entsetzlichen Qualen, einer Sache wegen, die sie meistens nicht kennen, vielfach nicht verstehen! Sie werden geopfert dem Stolz, der Rachgier, der Habgucht einzelner Menschen oder Gruppen, der Eroberungsjucht ehrgeiziger Monarchen, den Handelsinteressen gewissenloser Spekulanten. Ich führe auch Krieg; mag er meinen Interessen fallen! Aber ich will gerecht sein, will Sonne und Wind zur gleichen Hälfte einteilen, mag der Zufall entscheiden, wer von uns beiden als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen soll. Allein wie frage ich das Schicksal?“ Er sah sich eine Weile suchend um und zog endlich ein Goldstück aus der Tasche. „Kopf oder Schrift!“ rief er, „es ist ein altes Spiel, mit dem will ich's versuchen: mir den Kopf, ihm die Schrift; wer unter fünfmal dreimal fehlt, hat verloren.“

Er wollte das Goldstück in die Höhe werfen. „Halt!“ sagte er, plötzlich innehaltend. „Der Hokusfokus muß Methode haben. Dort ist ein Kreuzweg, da will ich mit dem Golde, das mich zu der verruchten That verlockt, um Glück und Leben spielen. — Spielen?“ fuhr

er, weiterschreitend, gedankenvoll fort, „werde ich auch die Bedingungen halten, die ich mir gesetzt, wenn ich verliere? Gleichviel! wenn ich gewinne, halte ich sie sicher, und vielleicht gewinne ich.“

Er hatte den Kreuzweg erreicht und schleuderte das Goldstück hoch in die Luft. „Kopf!“ jubelte er, als er die zur Erde gefallene Münze betrachtete. Abermals warf er sie in die Höhe.

Es war ein eigentümlicher Anblick, jener elegante Mann, allein auf dem Kreuzweg, wie er das Goldstück in die Luft schleuderte und sich dann tief auf die Erde herabbückte, um im Lichte des vor dem jungen Morgen erblaffenden Mondes die Seite zu erkennen, auf welche es gefallen war. Diesmal lag die Schrift oben. Er stieß einen Fluch aus und warf das Goldstück wieder und wieder in die Luft.

„Gewonnen!“ jubelte er, als ihm beim fünften Mal der Kopf entgegenblinkte. Fast stolz richtete er sich auf und stieß die Münze mit dem Fuße weg.

„Bleib' liegen!“ rief er, „mir hast Du Glück gebracht, vielleicht findet Dich ein armer Teufel, dem Du es auch bringen kannst.“

Ein markdurchdringender, heiserer Schrei ertönte plötzlich über ihm hoch in der Luft. Zu Tode erschrocken, fuhr er zusammen. Mit fahlem Antlitz starrte er empor; über ihm schwebte mit lautlosem Flügelschlag eine Eule, die ihn mit glühenden Augen gespensterhaft anstierte. Wieder ertönte jener markererschütternde Schrei. Da erfaßte banges Entsetzen sein Herz, und wie mit eisernen Krallen legte es sich um seine Brust. Mit einem

Ausschrei brach er zusammen; dann raffte er sich auf und eilte mit fieberhafter Hast seiner Wohnung zu. Schwer atmend, sank er kraftlos auf sein Lager, bleischwer legte sich ein ermattender Schlaf auf seine Lider.

Tage und Wochen vergingen; der Tag der Hochzeit rückte immer näher. Mit nervöser Ungeduld wünschte ihn Hiller herbei; ihm war, als wäre mit dem Augenblick, da Helene die Seine würde, jede Gefahr überwunden, und selbst in Stunden der Furcht, der Sorge und Ungewißheit sagte er sich: „Ist Helene erst mein Weib, werde ich Mittel finden, mein Glück zu verteidigen.“ Der Gedanke, jetzt noch zu fliehen, kam ihm nie mehr in den Sinn, er liebte Helene leidenschaftlich und wollte sie besitzen, um welchen Preis es auch sei.

Gerade sechs Wochen nach dem Tage, an welchem sich Wismar und Hiller in Hamburg getroffen, fand die Hochzeit des Betrügers und seines Opfers statt. Mit fester Stimme sprach Hiller das „Ja“ am Altare, mit erhobenem Haupt schritt er, seine junge Frau am Arme, durch die festlich geschmückte, mit einer neugierigen Menge gefüllte Kirche. In seinen Blicken lag etwas Drohendes, etwas wie eine Herausforderung, als wollte er sagen: „Jetzt ist sie mein! wehe jedem, der es versucht, mir sie streitig zu machen!“

Mit opulenter Pracht feierte der reiche Kaufherr die Hochzeit seiner Kinder. Alles, was Ansehen und Namen hatte, fand sich in dem alten Geschäftshause zusammen, und die helle Sonne begleitete die letzten fröhlichen Gäste auf ihrem Heimwege. Viel früher, tiefe Dunkelheit lag noch über den Dächern, entführte Hiller seine junge Frau

der Gesellschaft. Es mochte gegen zwölf sein; ein geschlossener Wagen hielt an einer Seitenpforte des Hochzeitshauses. Das junge Paar schlüpfte, ungesehen von dem Schwarm der Gäste, in die Kutsche, die Pferde zogen an, und lautlos rollte der Wagen davon.

In der Villa an der Landstraße, die für die Neuvermählten eingerichtet war, erwartete nur eine alte Dienerin das junge Paar. Knirschend fuhren die Räder der Equipage über den Kiesweg der Einfahrt, lächelnd blickte der Kutscher den Aussteigenden, die, sich umschlungen haltend, die Freitreppe emporstiegen, nach, bis sie hinter der erleuchteten Glasthüre verschwunden waren, dann knipste er mit der Peitsche und fuhr nach der Stadt zurück.

Tiefe Stille lag über der tauatmenden Gegend, nur die Fontaine plätscherte träumerisch, und funkelnd fielen die flüssigen Tropfen, im Licht des Mondes glänzend, in das zitternde Wasser des Bassins. Hinter den weißen Spitzenvorhängen im Eckzimmer der Villa blitzte ein Licht auf; im Rosengebüsch unter den erleuchteten Fenstern sang eine Nachtigall in schmelzenden Tönen ein jauchzendes Brautlied.

Ein Schatten huschte über den Garten, zwei glühende Augen leuchteten durch die Dunkelheit. Es war die Gule. Lautlos schwebte sie näher und näher, jetzt schoß sie herab, und im nächsten Augenblick schlug sie ihre Fänge in den zuckenden Leib des kleinen Sängers, der eben noch von Liebesglück und Leben gesungen und nun sein letztes Lied mit einem Todesröcheln endete. Rote, heiße Blutstropfen fielen zur Erde nieder, und mit dem

letzten Ausschrei des erwürgten Vögelchens erlosch auch das Licht hinter der Gardine.

Nach der Hochzeit kam wieder die alte Sorge und Unruhe über Hiller; er fühlte, daß er etwas thun müsse, dem Schicksal zu begegnen, und wußte nicht, wie, und welche Maßregeln er ergreifen sollte. Das einzige, was er that, war, die Hamburger Zeitungen eifrigst durchzulesen; er glaubte, Wismar werde ihm auf diesem Wege eine Nachricht zukommen lassen. Er glaubte sogar, dies mit ihm ausgemacht zu haben, aber erinnerte sich, trotz seines sonst trefflichen Gedächtnisses, dieser Abmachung nicht mehr genau. Auch fand er, trotz seines eifrigen Suchens, nicht die geringste Spur. Dennoch war er vor einer Ueberraschung ziemlich sicher. Es lag in Wismars eigenstem Interesse, ihn vor seiner Ankunft zu benachrichtigen. Aber diese Benachrichtigung war es, vor der er zitterte. An dem Tage, an welchem sie erschien, wußte er, ob er sein Glück verlieren oder zum Mörder werden müsse. Und der Tag kam, der Nachricht brachte, aber eine ganz andere, als Hiller erwartet.

Es war etwa vierzehn Tage nach der Hochzeit, da las Hiller in einer Hamburger Zeitung unter „Gerichtssaal“ folgende Notiz:

„Eine etwas räthelhafte Erscheinung saß gestern in Gestalt eines hübschen, nicht uneleganten jungen Mannes auf der Anklagebank. Der Angeklagte, der erst hartnäckig die Nennung seines Namens verweigerte, aber schließlich durch Zufall verriet, daß er Hiller heiße, will

den Namen seiner Vaterstadt völlig vergessen haben. Derselbe macht über seine Herkunft und seinen Stand die widersprechendsten Angaben; seiner Aussprache nach scheint er Amerikaner zu sein, obwohl er das Deutsche sehr geläufig und nur mit ganz leisem Accent spricht. Jedermann ist überzeugt, daß Hiller nicht der wahre Name des Angeklagten ist, und man vermutet, es mit einem internationalen Gauner oder Hochstapler zu thun zu haben. Die Anklage lautet auf schwere Körperverletzung mit tödlichem Ausgang. Der Sachverhalt stellt sich folgendermaßen dar.

Am Abend des 20. April dieses Jahres befand sich der Angeklagte in einem Konzertlokal auf St. Pauli und geriet dort in einen Streit mit einigen der am gleichen Tisch sitzenden Gästen. Aus dem Lokal verwiesen, setzte der Angeklagte mit seltener Roheit den Streit auf der Straße fort. Von Schutzleuten zur Wache gebracht, wehrte er sich wie verzweifelt und schlug dem einen der Beamten mit einem schweren Stock dermaßen auf den Kopf, daß der Schutzmann infolge des Schlages verstorben ist. Die Zeugen sagen aus — —“

Bis hierher hatte Hiller mit fieberhafter Erregung gelesen, nun aber verschwammen die Buchstaben vor seinen Augen, er ließ das Blatt sinken und blickte starr vor sich nieder. Ein Glück für ihn, daß er allein war — noch nie hatte er sich in solcher Aufregung befunden.

Kein Zweifel, der Angeklagte war Wismar. Der Tag, die That — alles stimmte zusammen, aber was hatte den Unglücklichen nur bewegen können, sich Hiller zu nennen? Er nahm das Blatt wieder auf, vielleicht

fand er eine Aufklärung; aber die Zeitung zitterte so heftig in seinen Händen, daß ihm die Zeilen untereinander liefen. Er verschob deshalb das Lesen, bis er ruhiger sein würde, nur den Urteilspruch brachte er mit vieler Mühe heraus: er lautete auf sechs Jahre Gefängnis.

Ein eisiges Kältegefühl überkam ihn. „Sechs Jahre,“ flüsterte er mit bebenden Lippen, dann sprang er plötzlich auf. „Ich muß sofort nach Hamburg, ihn sofort sprechen; was nur den Wahnsinnigen bewogen hat, meinen Namen zu nennen! — Aber nein, das geht ja nicht!“ fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, „das könnte Aufsehen erregen, ich dürfte doch nur in Gegenwart eines Gefängnisbeamten mit ihm reden. — Nein, nein! Und was soll ich auch dort? Eines steht fest, Wismar hat geschwiegen, hat seinen Namen nicht genannt und wird ihn nicht nennen, somit habe ich sechs Jahre gewonnen. — Sechs Jahre!“ stieß er beinahe jubelnd heraus; „wer weiß, was kommen wird und sein soll! Sechs Jahre Zeit! Er wird solange schweigen, muß schweigen, warum hätte er bis jetzt geschwiegen, und dann? — Aber die Frau?“ All seine Fröhlichkeit war bei dem Gedanken wieder zerstorben. Lange schritt er im Zimmer auf und nieder, endlich tröstete ihn wieder die Hoffnung, daß die Frau ja nicht wissen könne, wo ihr Gatte geblieben. Hatte ihr Wismar überhaupt gesagt, wohin er sich gewendet? Die Wahrheit hatte er ihr jedenfalls nicht eingestanden. Die größte Gefahr war also vorderhand beseitigt; kam die Frau wirklich nach Deutschland herüber, so konnte er ihr im schlimmsten Falle die

Wahrheit sagen. Da sie ihren Gatten unverheiratet fand und einsehen mußte, daß der Betrug auch zu ihren Gunsten ausgeführt, hoffte er, sie zum Schweigen zu bewegen.

Mit dieser Hoffnung tröstete er sich einigermaßen, dennoch beschäftigte ihn der Gedanke tagelang, und er war oft mißlaunig und zerstreut. Helene litt schmerzlich unter dem Gemütszustand ihres Gatten, der wie ein giftiger Mehltau auf das Glück ihrer jungen Ehe fiel; aber sie wagte nicht, nach der Ursache zu forschen, und da Hiller, wenn er bemerkte, daß ihr Auge sorgenvoll auf seinem Antlitz ruhte, sofort sein Benehmen änderte und sich zwang, heiter zu scheinen, so sah sie wohl ein, daß er ihr seinen Schmerz und Kummer nicht anvertrauen wolle, und schwieg, der Zeiten harrend, wo er von selbst sprechen werde. Aber Hiller fand sie oft, wenn er, wie das nicht selten vorkam, des Nachts aus dem Schlafe fuhr, über ihn geneigt, die Stirn sorgenvoll umzogen und Thränen in den Augen. Sie fragte ihn nichts, sie sprach kein Wort, aber die schwersten Anklagen hätten sein Herz nicht schmerzlicher foltern können, als es der leise Seufzer that, mit dem sie ihr Haupt in die Kissen sinken ließ.

Am Morgen sprach er dann wohl von unruhigen Träumen oder dem Schrei der Gule, den er gehört; und in der That war der unheimliche Schrei des Nachtvogels mehr als einmal die Ursache seines plötzlichen Erwachens.

Er haßte den Vogel und beschloß, ihn zu töten. Eines Tages brachte er ein Gewehr mit nach Hause

und lauerte des Abends auf die Gule, die ihm auch bald zu Schuß kam.

Es war ein warmer, gewitterschwüler Abend, als er, das Gewehr schußbereit, auf der Veranda stand und in die Höhe spähte; dort hinter der Buche hatte er die Gule vorbeihuschen sehen. Er hob das Gewehr: „So müßte ich das Unglück, das mich bedroht, vernichten können,“ murmelte er vor sich hin. „Ich will sehen, ob ich es vermag: Töte ich die Gule auf den ersten Schuß, so soll mir das ein Zeichen sein, daß ich allezeit meine Widersacher vernichte.“

Gleichsam als wolle ihn das Tier höhnen, schwebte es in diesem Augenblick, einen scharfen Schrei ausstößend, fast über seinem Haupte. Er fuhr zusammen, tödlich erschreckt. Im nächsten Augenblick aber flog die Büchse an seine Wange: „Stirb du wenigstens!“ knirschte er. Ein scharfer Knall ertönte, aus dem Flintenrohr lohnte es feurig auf, und die Gule flatterte, tödlich getroffen, zur Erde.

Helene kam bei dem Krachen des Schusses eilig herbei. Mitleidig blickte sie auf das im Todeskampf zuckende Tier. „Du hast die Gule getötet?“ fragte sie leise.

„Ja!“ erwiderte er fest, „sie soll mir den Schlummer nicht stören. Jetzt werde ich ruhig schlafen.“

Helene erwiderte nichts, aber sie sah ihn an mit einem Blick so voll Hingebung, rührendster Sorge und zärtlichster Liebe, daß er das Gewehr fallen ließ, die Arme um sie schlang und sein Haupt auf ihre Schulter lehnte. Heiße, bittere Thränen entströmten seinen Augen, aber sein Mund blieb geschlossen.

5. Die roten Hände.

Dem Unglücklichen, der auf der Anklagebank den Urtheilsspruch vernimmt, der ihn zu sechs Jahren Gefängnis verdammt, mag wohl diese Zeit endlos erscheinen; dem Kranken dagegen, dem der Arzt eröffnet, daß er nur noch sechs Jahre zu leben habe, wird dieser Zeitabschnitt erschreckend kurz vorkommen. So unterscheidet sich für uns alles nach unsern Hoffnungen und Befürchtungen.

Hiller hatte, als ihm unerwartet und unerhofft eine Frist von sechs Jahren gegeben wurde, diese Nachricht als unerhofftes Glück freudig begrüßt. Ihm schien auf einmal die Rettung vom Himmel gefallen zu sein. Sechs Jahre! was konnte da nicht alles geschehen, was konnte er nicht selbst unternehmen. Sein alter Spruch „wer weiß, was werden wird und sein kann,“ tröstete ihn. Aber ach, er war doch nur der Kranke, der geglaubt hatte, sein Ende sei nahe, und dem der Arzt eine Frist von sechs Jahren gegeben. Bald fand er die Frist zu kurz und oft erschrak er, wenn ein Monat oder ein Jahr dahingeschwunden.

Die Zeit hatte allerdings manche Veränderung gebracht. Wismars Vater war gestorben. Die Entfernung überhob Hiller allerdings, die Reise zu machen; obwohl dieselbe der Erbregulierung wegen nötig gewesen wäre, wurde sie von ihm trotzdem aus leicht verständlichen Gründen nicht unternommen. Er überließ es den Brüdern Wismars, das Vermögen zu teilen, und legte die auf ihn fallende große Summe bei einem Bankhause

nieder. Das Geld wollte er Wismar übergeben, wenn derselbe aus dem Gefängnis entlassen wurde. Er hoffte ihn dadurch zu bewegen, von seinen sonstigen Rechten Abstand zu nehmen und die Dinge so zu lassen, wie sie waren. Er hoffte sicher, daß Wismar, kaum dem Gefängnis entgangen, sich nicht selbst der Beihilfe zu einem Verbrechen bezichtigen werde, welches ihn sogleich wieder auf Jahre hinter die Mauern des Kerkers führen mußte. Frei und reich, konnte es ihm ziemlich gleich sein, welchen Namen er führte, umsomehr, da sein Vater gestorben und seine Anhänglichkeit an die Geschwister keine allzugroße war.

Eine zweite Veränderung, welche die Zeit mit sich gebracht hatte, war: daß Ulmann ganz vom Geschäft zurückgetreten war und seinem Schwiegerjohn die Leitung der Firma allein überlassen hatte, ein Umstand, der insofern für Hiller von großer Wichtigkeit war, als er nun leichter die Auszahlung von Wismars Erbteil bei einer gütlichen Einigung mit diesem vertuschen konnte.

Hillers Verhältnis zu Helene hatte keine Aenderung erfahren. Beide hingen mit inniger Liebe und Zärtlichkeit aneinander und vergötterten den Knaben, den Helene im ersten Jahr der Ehe ihrem Gatten geschenkt.

Beiden war das seltene Geschenk einer wahrhaft reinen und glücklichen Ehe zu teil geworden, aber der Grund, auf dem dieses Glück ruhte, war Verbrechen, Täuschung und Betrug, und um dieses Glück aufrecht zu erhalten, um es gegen Zerstörung zu verteidigen, sann der, dem es oblag, dieses Glück zu hüten, auf Mord.

Ja auf Mord, denn Hiller war fest entschlossen,

Wismar, wenn er sich seinen Bedingungen nicht fügte, zu töten.

Um zu erkunden, wie weit er hoffen könne, Wismar für seine Pläne zu gewinnen, war er nach langem Widerstreben doch nach Hamburg gefahren und hatte eine Unterredung mit dem Gefangenen nachgesucht. Dieser Besuch wäre beinahe verhängnisvoll geworden, man hatte ihn auf das Stadthaus citirt und durchaus erfahren wollen, was er von dem Angeklagten wisse. Nur mit großer Mühe hatte er sich herausgelogen, indem er angab, er vermute nur, daß der Sträfling ein Bekannter von ihm sei, er wolle ihn eben deswegen sehen, um sich davon zu überzeugen.

Zum Glück ließ der Staatsanwalt, vor welchem diese Vernehmung stattfand, Wismar nicht sofort vorführen, sondern erbat sich von Hiller nur Bericht nach stattgefundener Unterredung mit dem Gefangenen.

Diese Unterredung fand im Sprechzimmer des Gefängnisses, in Gegenwart eines Beamten statt.

Wismar verzog keine Miene, als er Hiller erblickte, er hatte sofort gewußt, wen er zu erwarten hatte, wußte doch kein Mensch als sein Komplize seinen Aufenthalt.

Hiller fuhr mit der Hand über den Mund und gab Wismar durch einen gleichzeitigen Wink mit den Augen ein Zeichen, welches Wismar aufforderte, verschwiegen zu sein.

Dieser senkte, zum Zeichen, daß er verstanden habe, kaum merklich den Kopf.

„Ich scheine mich getäuscht zu haben!“ sagte dann Hiller laut, „ich vermutete einen meiner früheren Ange-

stellten in Ihnen, aber Sie sind nicht der, den ich meine, dennoch kommt mir Ihr Gesicht bekannt vor. Mein Name ist Wismar, ich bin der Chef des Hauses Umann u. Comp. in Kassel, zugleich der Schwiegersohn des ehemaligen Inhabers der Firma: erinnern Sie sich vielleicht, mich schon gesehen zu haben?"

„Nein!“ erwiderte Wismar einfach; „ich kenne Sie nicht!“

„Wie lange dauert Ihre Strafzeit noch?“

„Zwei Jahre!“ antwortete der Gefragte mit einem Seufzer.

„Ich bin Mitglied des Vereins zur Unterbringung entlassener Strafgefangener,“ sagte Hiller, „vielleicht kann ich etwas für Sie thun, wenn Sie Ihre Freiheit wiedererlangen!“

„Sehr gütig!“ bemerkte Wismar mit einem ironischen Lächeln.

„Wollen Sie mir schreiben, wenn Sie entlassen werden?“ fragte Hiller.

„Ich werde Ihnen schreiben, ganz gewiß!“ antwortete Wismar mit Nachdruck.

Damit war die Unterredung zu Ende.

Hiller begab sich sofort auf das Stadthaus und berichtete dort, daß der Gefangene nicht der von ihm Gesuchte sei.

„Schade!“ antwortete der Staatsanwalt, „wir möchten so gern erfahren, wer der Mensch eigentlich ist, er führt sich vorzüglich und seine Strafzeit würde gewiß um ein erkleckliches verkürzt werden, wenn er nicht jeden Aufschluß über seine Persönlichkeit verweigerte!“

„Er mag wohl seinen Grund dafür haben,“ bemerkte Hiller, den die Möglichkeit, daß Wismars Strafzeit etwa abgekürzt werden könnte, nicht wenig erschreckte.

„Das glaube ich selbst,“ antwortete der Staatsanwalt, „so mag er denn seine sechs Jahre absitzen.“

Hiller war mit dem Resultat seines Besuches sehr zufrieden. Er wußte jetzt, daß Wismar schweigen werde, er wußte sich ferner vor jeder Ueberraschung sicher, denn das war gewiß, daß Wismar, ehe er persönlich erschien, schreiben werde. Und er schrieb.

Sechs Jahre waren vergangen. Hiller befand sich mit seiner Familie in der Schweiz. Nicht ohne Absicht hatte er den Aufenthalt im Auslande gewählt, um dem Kommenden zu begegnen, dem Kommenden, dem Freiwerden Wismars. Er hatte ein Landhaus dicht am Vierwaldstättersee gemietet, ein entzückender Aufenthalt. Dort lebte er seit Anfang des Frühlings in scheinbar sorgloser Lebensfreude, aber sein Innerstes zerfraß Sorge und Angst, und oft brauchte es seiner ganzen Energie und Willensstärke, um nicht mitten im trauten Zusammensein mit den Seinen, laut aufzuschreien vor Schmerz und Verzweiflung.

Es war ein wunderschöner Abend. Von einem weichen, durchsichtigen Schleier umgeben, lagen die hohen Berge in majestätischer Ruhe, nachleuchtend im Glanz der untergehenden Sonne. Unfern rauschte der See, und von Zeit zu Zeit erschallte von den Rähnen, welche leicht und unhörbar über den dunklen Wasserspiegel glitten, der Gesang froher Menschen.

Hiller und die Seinen saßen auf dem hölzernen Bal-

von des LandhauseS. Helene lehnte in einem bequemen Sessel Hiller gegenüber, sie hielt ihren Knaben, der mit dem gelösten Haar der Mutter spielte, in den Armen und blickte träumerisch zu den Bergen empor. Ulmann und Hiller besprachen bei einem Glas leichtem Weins und einer Cigarre die neuesten Tagesereignisse aus den Zeitungen.

Plötzlich ging die Glocke der Hausthür und gleich darauf erschien ein Diener mit einer Handvoll Briefen. Hiller, der beim Klang der Glocke nervös zusammengefahren war, streckte hastig die Hand aus, um die Briefe in Empfang zu nehmen. Der Diener reichte sie ihm, da Hiller aber zu hastig zugriff, glitt einer der Briefe, welcher kleiner war als die andern, herab und fiel auf den Fußboden.

Weder Hiller noch der Diener bemerkten dies, aber das Kind hatte es gesehen. Rasch sprang der Knabe vom Schoß der Mutter, ergriff den Brief und ihn Helene hinhaltend, sagte er: „Mama auch Brief haben!“

Helene nahm das Schreiben, und einen flüchtigen Blick auf die Adresse werfend, reichte sie dasselbe mit den Worten ihrem Gatten: „Sieh' einmal, Benno, das sieht beinahe so aus, als ob Du es selbst geschrieben hättest.“

„Wahrhaftig!“ erwiderte Hiller, nachdem er das Couvert betrachtet, überrascht. Er öffnete jedoch den Brief nicht, sondern steckte ihn in die Seitentasche seines Rockes. Seine Hand zitterte dabei so heftig, daß er kaum die Tasche finden konnte, und langsam zog eine fahle Totenblässe über sein Gesicht, mühsam nur rang er nach Atem.

Er war sich der Veränderung, welche auf seinem Antlitz sichtbar wurde, wohl bewußt, ein scheuer Blick streifte seine Umgebung. Erleichtert atmete er auf, als er sich überzeuget, daß weder Helene noch Ulmann ihn beobachtete.

„Zünden Sie die Lampe in meinem Zimmer an!“ gebot er dem Diener. „Ich muß Euch einen Augenblick verlassen,“ wendete er sich dann an Frau und Schwiegervater; „ich erwarte wichtige Nachrichten!“

Er hatte sich erhoben und schickte sich an, dem Diener zu folgen.

„Ach laß doch die Geschäfte! rief ihm Ulmann nach, „die haben Zeit bis morgen!“

„Nein, nein!“ erwiderte Hiller, „es ist schon leichtsinnig genug, das Geschäft allein zu lassen, um hier meinen Launen zu leben, jeder Pflicht darf ich mich aber nicht entziehen. — Auf Wiedersehen!“ rief er Helene zu, „ich denke bald fertig zu sein!“ Mit diesen Worten entfernte er sich.

In seinem Zimmer angekommen, ging er zuerst eine Weile unruhig auf und ab, dann zog er den Brief hervor und drehte ihn nervös in den Händen hin und her, ohne den Mut zu finden, ihn zu öffnen. Endlich riß er das Couvert auf.

„Ich bin seit einigen Tagen meiner Haft entlassen. Was nun? Es ist wohl das beste, wir sprechen uns — aber nicht hier, schreiben Sie mir, wo wir uns treffen wollen. Senden Sie die Nachricht postlagernd Hamburg. B. W.“ So lautete der Inhalt des Schreibens.

Hiller ließ, nachdem er zu Ende gelesen hatte, das

Blatt sinken und stützte den Kopf auf die Hand. Also der Kampf begann. Nach Jahren des Friedens hob die Gefahr ganz nahe vor ihm ihr furchtbares Haupt. — Sollte er den Kampf aufnehmen? sollte er fliehen? Wismar würde ihm, das wußte er sicher, heut' noch eine größere Summe auszahlen, als er ihm damals versprochen; wenn er heute die Flucht ergriff, war er geborgen, vor Not geschützt! — Aber Helene! sein Kind! Konnte er sich von ihnen losreißen? würde ihn nicht Reue, Leid und Sehnsucht verzehren? sie nie, nie mehr wiedersehen! Und welches Andenken ließ er zurück, wie mußte sie ihn verachten, hassen! Helene, ihn, sein Weib, die er über alles liebte, ihn als Schurken, als Betrüger verachten! Und wie würde sie es ertragen? würde sie es überleben? mußten nicht Gram, Scham und Ekel sie töten! Und sein Kind, sein Kurt, sein Fleisch und Blut, sollte er der Mutter eine Last werden? eine stete Mahnung an die Schurkerei seines Vaters? Wie sollte sie ihn erziehen, was ihn lehren? nachdem der Mann, den sie am meisten geliebt und geachtet, sich als der größte Betrüger entpuppt; wie sollte sie ihm, nach dieser Täuschung, von Vertrauen und Treue reden, was sollte sie ihm von seinem Vater sagen!

Er rang die Hände und stöhnte laut auf.

„Nein! nein!“ schrie er dann auf, „ich muß weiter, ich darf nicht feig zurück! Komme, was kommen mag, der Kampf beginnt, und ich werde kämpfen! Es gilt nicht mein Glück allein, es gilt die Ruhe der Meinen. Sollen sie vernichtet werden, oder ein Schurke seinen Betrug glücklich zu Ende führen?“

Entschlossen trat er, nachdem er einige Male im Zimmer auf- und abgegangen war, an den Schreibtisch. Sein Gesicht hatte einen finster drohenden Ausdruck angenommen, die grauen Augen blickten kalt und entschlossen. Mit fester Hand warf er die Zeilen auf das Papier.

„Zu näherer Besprechung erwarte ich Sie in Bad Hünau am 24. dieses Monats am sogenannten Tulpenstein nachmittags um halb vier. B. W.“

Er legte einen Tausendmarkschein in das Schreiben, schloß das Couvert und steckte den Brief in die Tasche, dann öffnete er der Reihe nach die eingelaufenen Geschäftsbriefe. Er war völlig ruhig geworden, und als Helene eintrat, fand sie ihn, über Briefe und Rechnungsauszüge gebückt, ganz in Geschäften versunken, vor dem Schreibtisch sitzend.

Sie beugte sich über ihn und küßte ihn auf die Stirn. „Laß doch die dummen Geschäfte!“ sagte sie, „und komm hinaus, es ist so schön draußen.“

„Die Geschäfte will ich Dir zuliebe schon lassen, mein Kind!“ gab er zur Antwort, „aber auf die Veranda kann ich Dir nicht folgen, da ich noch einen Brief zur Post tragen muß. Willst Du mich begleiten?“

„Gern!“ erwiderte sie und hängt sich zärtlich an seinen Arm.

Traulich aneinandergeschmiegt, schritten sie den Feldweg hinab, der von dem Landhause nach dem Dorfe führte.

„Wie schön der Abend, wie schön der Himmel, sieh wie prachtvoll dieses sternbesäte Himmelsgewölbe!“ sagte Helene, deren Augen schwärmerisch nach oben gerichtet waren.

„Und doch nur Schein und Täuschung!“ entgegnete Hiller, „alles Lüge, wie das Leben!“

„Schein und Täuschung?“ sagte Helene fast bestürzt, „aber die Sterne glänzen doch.“

„Nichts glänzt, das ganze All der Schöpfung ist ein totes, starres, eintöniges Grau. Was wir Glanz und Farbe nennen, ist Täuschung, die unsere Sinne uns vorspiegeln!“ antwortete Hiller.

„Nein, nein,“ rief Helene, „das glaube ich nicht, will ich nicht glauben, es wäre schrecklich!“

„So verschließe Dich der Erkenntnis!“ erwiderte er sanft, „Du brauchst es ja nicht zu glauben, aber kann Dich eine Lüge glücklich machen?“

„Wenn ich die Wahrheit nicht kenne, muß mir die Lüge die Wahrheit ersetzen, als solche kann sie mich wohl beglücken!“

„Auch im Leben?“

„Wie meinst Du das?“

„Wir sprachen von dem All der Schöpfung,“ erwiderte Hiller ernst; „als solches kann es uns Menschen allerdings völlig gleich sein, ob es sich so darstellt, wie es uns erscheint, oder eine andere, uns nicht wahrnehmbare Form und Farbe hat, ja es könnte uns entzücken und beglücken, selbst wenn wir wissen, daß unsere Gefühle nichts als Selbsttäuschung sind. Anders ist es im Leben, da hört mit der Erkenntnis der Glaube auf — oder nicht?“

„Ich verstehe Dich nicht recht,“ antwortete Helene; „wie meinst Du das?“

„Nun ich meine, wenn Du zum Beispiel erfahren

würdest, daß die, die Du bis jetzt geliebt und geachtet, dieser Liebe und Achtung nicht wert gewesen wären, könntest Du darüber hinwegkommen, könntest Du sie ferner lieben und achten?"

„Meinst Du Dich oder den Vater?"

„Ich meinte eigentlich alle, für die Du Sympathie hegst, aber bleiben wir bei uns beiden stehen: würdest Du zum Beispiel, wenn Du in Erfahrung brächtest, daß ich oder Dein Vater ein Verbrechen begangen hätten — früher, vor Zeiten, würdest Du uns noch lieben können?"

Helene blickte zu Boden. „Lieben," antwortete sie, „lieben, ja, denn die Liebe kommt nicht und vergeht nicht an einem Tage, aber achten nicht. Ich glaube, ich würde die Nähe dessen, von dem ich es wüßte, nicht mehr ertragen. Ach ich weiß nicht, was ich thun würde, ich weiß nicht, was geschähe; ich weiß nur, daß ich an dem Tage sterben würde oder wünschen müßte, sterben zu können. Aber warum sagst Du so etwas, wie kannst Du auf solche Gedanken kommen?"

Wie geängstigt kammerte sie sich an seinen Arm. Er lächelte. „Philosophieren ist nichts für Dich!" sagte er heiter.

„Nein!" rief sie ebenfalls lächelnd, „das ist für alte, trockene Philosophen, wir sind jung, heiter und glücklich! Mag die Welt sein, wie sie will, ich bin Dein und Du bist mein, und unsere Welt ist der Papa und der Junge, und diese Welt ist ganz sicher so, wie sie uns erscheint!"

Sein Herz krampfte sich bei diesen Worten zusammen, aber er nickte leise, dann beugte er sich nieder, küßte sie und drückte sie schmerzlich bewegt an sich.

Einige Tage nach diesem Gespräch traf Hiller mit Wismar in Ilmenau zusammen.

Der Tulpenstein, wo beide sich trafen, ist ein ziemlich einsam im Walde gelegener Felsblock, ein alter Opferstein.

Als Hiller den steilen Weg hinaufstieg, fand er Wismar, bereits wartend, auf dem Stein sitzen.

Als der Wartende ihn erblickte, erhob er sich.

Hiller atmete tief auf, als er die Höhe erstiegen, der steile Weg hatte ihn außer Atem gebracht. Er wischte sich den Schweiß von der Stirne.

„Wir sehen uns unter eigentümlichen Verhältnissen wieder,“ wendete er sich dann an Wismar, „jedenfalls aber unter günstigeren Bedingungen wie das letzte Mal, für Sie wenigstens!“

„Wie so?“ antwortete Wismar trocken; „was wollen Sie damit sagen?“

„Nun, das letzte Mal sahen wir uns im Sprechzimmer des Gefängnisses.“

„Ach ja — das meinen Sie also,“ erwiderte Wismar, „ja allerdings sind die Verhältnisse für mich jetzt günstiger. Sie wünschten wohl freilich, man hätte mich Zeitlebens eingesperrt oder ich läge jetzt auf dem Hamburger Sträflingskirchhof!“

„Ob ich das wünschen muß, wird von dem Resultat dieser Unterredung abhängen.“

„Ja, das wird sie wohl,“ wiederholte Wismar gleichgültig. „Wie denken Sie sich denn dies Resultat?“

„Ich hoffe, daß Sie menschlich genug denken werden, um einzusehen —“

„Menschlich denken!“ unterbrach Wismar aufkrei-

schend den Sprechenden. „Menschlich denken! Glauben Sie, man lernt in sechs Jahren im Gefängnis menschlich denken? Wissen Sie, daß ich dort nur einen Gedanken gehabt habe, mein Unglück an dem zu rächen, der es verschuldet? Wissen Sie, daß ich nur ein Gebet hatte, dem zu fluchen, der mich in den Kerker gebracht?“

„Das war ebenso thöricht, wie ungerecht!“ erwiderte Hiller mit großer Ruhe. „Wenn von einer Schuld die Rede sein kann, so trifft dieselbe doch ganz allein Sie! Habe ich Ihnen geraten, den Schutzmann zu erschlagen?“

„Das war ein unglücklicher Zufall, den ich bitter bereut und schwer gebüßt habe. Aber Sie waren es, der den Plan erdacht, den saubern Plan, der mich auf alle Fälle ins Gefängnis bringen mußte. Wer weiß, was Sie für Hintergedanken dabei hatten!“

„Es wäre thöricht —“

Wismar unterbrach den Sprechenden: „Ich war übrigens in Kassel,“ sagte er, „und habe da erfahren, daß Sie ja förmlich im Glück badeten, ja badeten, während ich hinter Kerfermauern stöhnte.“

„Wirklich stöhnte?“ wiederholte Hiller ironisch. „Uebrigens lassen Sie, bitte, alles was vorüber, und halten wir uns an das Gegenwärtige. Was soll geschehen?“

„Vor allem verlange ich die Herausgabe meines Vermögens — ich weiß, daß mein Vater gestorben ist.“

„Ihr Vermögen steht mit Zins und Zinseszins zu Ihrer Verfügung, ich habe keinen Pfennig davon angerührt. Und weiter?“

„Was weiter? — Was wir verabredet haben.“

„Ich sollte heute noch fliehen, heute noch wollten

Sie zu Ulmann gehen und ihm das Märchen erzählen, daß wir damals ausgedacht?"

„Das ist meine Absicht.“

„Und welchen Zweck verfolgen Sie damit?"

„Mein Gott! Ich will doch wieder in meinen Stand eingesetzt werden, will wieder meinen Namen erhalten, will wieder ich sein!"

„Dazu ist es jetzt zu spät, dadurch würde mein Weib und mein Kind ins Unglück gestürzt. Das kann ich nicht zugeben!"

„Ich werde mich den Teufel um Sie scheeren!"

„Sie haben nur ein Mittel Ihren Willen gewaltjam durchzusetzen," sagte Hiller. „Die Denunciation. Aber vergessen Sie nicht, das Sie, zeigen Sie unsern damaligen Betrug bei Gericht an, ebenfalls bestraft werden.“

„Das weiß ich," entgegnete Wismar trozig, „aber ich bin jetzt gerade drin, was kommt es mir auf ein paar Wochen oder Monate Gefängnis mehr oder weniger an. Ich will meinen Namen, will zurück zu den Meinen, ich habe mich keines entehrenden Verbrechens schuldig gemacht, ich wollte den Menschen nicht töten. Ich habe unsere damalige Verabredung gehalten, habe geschwiegen und werde ferner mein Wort halten. Nun halten Sie aber auch, was Sie versprochen, die Zeit ist da, ich bin frei und komme, mein Recht geltend zu machen, ob inzwischen sechs Wochen oder sechs Jahre vergangen, ist ganz gleich.“

Hiller sah finster zur Erde.

„Sie verlangen mit einem gewissen Recht, was Sie fordern," sagte er düster. „Aber es ist ein großer Unter-

schied, recht haben und recht thun. — Wismar!" rief er plötzlich flehend, „ich bitte Sie mit aufgehobenen Händen, ich beschwöre Sie bei allem, was Ihnen heilig, beim Andenken Ihrer Mutter, haben Sie Mitleid mit mir, vernichten Sie nicht das Glück von vier Menschen. Sie haben keinen Schaden, wenn Sie die Verhältnisse lassen wie Sie sind. Suchen Sie Ihre Frau auf, sagen Sie ihr die volle Wahrheit, wie und warum Sie ins Gefängnis gekommen, und lügen Sie hinzu, daß Sie, um Ihrer Familie keine Schande zu machen, vor den deutschen Behörden den Namen Hiller angenommen hätten, den sie nun weiterführen würden. Ihre Frau, die Sie liebt, wird Ihnen glauben und zufrieden sein. Und Ihre Familie — mein Gott — die Liebe zu Ihren Geschwistern ist doch nicht so groß. Wenn Sie dieselben auch nicht wiedersehen, Sie werden sich trösten! Ist das nicht besser, als daß Sie schuldlose, gute Menschen elend und unglücklich machen? Mein Weib! Mein Kind! Sie müssen zu Grunde gehen!"

Er sank schluchzend auf den Stein nieder, auf dem Wismar vorhin gesessen.

Dieser blickte ihn halb spöttisch, halb verächtlich an. „Faseln Sie?" sagte er hart, „damit Sie die Früchte eines perfiden Betruges in Ruhe genießen können, soll ich Name, Heimat, Familie opfern?"

„Und damit Sie die Früchte dieses perfiden Betruges ernten, wollen Sie mich, mein Weib und Kind unglücklich machen?" gab Hiller die Frage zurück.

„Ihr Weib und Kind durch Betrug!" sagte Wismar, „einmal kommt der Vorfall ja doch an den Tag, es ist

eine Thorheit, die Zeit hinauschieben zu wollen, und für alle Beteiligten besser, wenn ein schnelles Ende gemacht wird.“

„Also nochmals, Sie gehen nicht auf meinen Vorschlag ein?“ fragte Hiller.

„Nein! Sie tragen die Schuld, daß die Verhältnisse so sind wie sie liegen. Warum ergriffen Sie nicht, wie wir verabredet, sechs Wochen nach der Hochzeit die Flucht? Damals wäre Ihnen das Scheiden leicht geworden, jetzt wird es Ihnen schwer durch eigene Schuld.“

„Ja, Sie haben recht!“ seufzte Hiller. „Mein ist die Schuld! Ich möchte Ihnen Rechnung ablegen, verschiedenes mit Ihnen besprechen,“ fuhr er fort, „aber ich bin es jetzt nicht im stande, ich muß Ruhe haben, um nachdenken zu können. Treffen wir uns morgen um dieselbe Stunde wieder hier. Und vielleicht,“ setzte er zögernd hinzu, „überlegen Sie sich meinen Vorschlag noch einmal.“

„Da ist nichts zu überlegen!“ entgegnete Wismar, „also bis morgen, aber nur bis morgen; sind wir dann nicht im klaren, bringe ich die Sache zur Anzeige und dann bekommen Sie gar nichts, auch die fünfundzwanzigtausend Dollars nicht, die noch in Australien für Sie angewiesen sind. Also das Ueberlegen ist Ihnen nötiger als mir. Bis morgen denn.“

Damit drehte er, ohne zu grüßen, Hiller den Rücken und schritt rasch den Fußpfad hinab, dem Thale zu.

Hiller sah dem Davoneilenden mit einem Blick tödlichen Hasses nach.

„Bis morgen!“ zischte er zwischen den geschlossenen

Lippen hervor. Er hob die Faust und schüttelte sie drohend hinter dem Davonschreitenden. Dann irrte er lange, in tiefe Gedanken verloren, durch die dunkelsten Gänge des Waldes, bis er endlich mit der untergehenden Sonne den Heimweg antrat.

Im Hotel begab er sich sofort auf sein Zimmer. Dort angekommen setzte er sich nieder und schrieb:

Geliebte Mutter!

Du hast von dem Unglück, das mich getroffen, vielleicht gehört, obgleich ich vermieden habe, Dir zu schreiben. Ich habe durch einen unglücklichen Zufall, indem ich mich einer ungerechten Verhaftung widersetzte, einen Polizeibeamten erschlagen, und dafür eine Gefängnisstrafe von sechs Jahren erhalten und abgebüßt. Wieder in Freiheit gesetzt, wollte ich ein neues Leben beginnen, aber alles stößt mich zurück, jeder verweigert dem Zuchthäusler Arbeit und Unterkunft. Meinem Leben ist das Brandmal der ewigen Schande aufgedrückt, mein Leib ermattet, mein Mut gebrochen. Ich raffe meine letzte Kraft zusammen, um die Last des Lebens, die ich zu tragen nicht mehr im Stande bin, von mir abzuschütteln. Verzeihe dem Sterbenden, geliebte Mutter, den dieser letzte Schritt vor Schande und Entehrung rettet! Verzeihe dem Sohn, der noch im Todeskampfe die teure Mutter tausend und tausendmal segnet.

Bad Ilmenau.

Ferdinand Hiller.

Er adressierte das Schreiben, nachdem er es couvertiert hatte.

Es überlief ihn kalt, als er die Züge der Aufschrift nochmals überlas — die Adresse seiner Mutter — wie lange hatte er ihr nicht geschrieben, wie lange der alten Frau nicht gedacht. Er lebte in glänzenden Verhältnissen, sie in Armut und Dürftigkeit; war denn gar keine Möglichkeit vorhanden gewesen, sie zu unterstützen, seiner Mutter die letzten Lebenstage zu erleichtern? Er wußte doch sonst Mittel und Wege zu finden, seinen Willen durchzusetzen. Sich darüber den Kopf zu zerbrechen, war ihm nie in den Sinn gekommen. Aber jetzt zog er sie in seinen raffinierten Mordplan, ohne danach zu fragen, ob er ihr Kummer mache oder nicht; er war doch ein recht schlechter Sohn.

„Ein schlechter Sohn,“ — er lachte ingrimmig auf bei dem Gedanken, — ein Schurke war er, ein Betrüger! Bald ein — er zuckte zusammen und warf sein Taschentuch auf den Brief; es war ihm, als ob der Name seiner Mutter ihn vorwurfsvoll anblicke.

Er sprang auf und schritt erregt auf und ab.

Zimmer tiefer und tiefer sank die Nacht, und noch immer hatte er seinen Weg nicht beendet. Er zündete alle im Zimmer befindlichen Kerzen an, dann schritt er weiter, ruhelos von einer Wand zur andern. Plötzlich blieb er vor seinem Koffer stehen und öffnete denselben. Vorsichtig griff er mit der Hand unter Kleidungsstücke und Wäsche, bis auf den Boden. Eine Zeitlang tastete er suchend, mit abgewandtem Gesicht zog er endlich einen Gegenstand hervor. Es war ein Pistol. Er legte die Waffe auf den Tisch und nahm von neuem seine Wanderung auf.

Wohl eine Stunde mochte er auf und abgeschritten sein; sein Gesicht zeigte einen ruhigeren Ausdruck, nur die Lippen waren fest aufeinandergepreßt.

Er trat zum Tisch, prüfte die Waffe, probierte die Spannkraft der Feder und ließ den Hahn einige Male nieder schnappen; dann lud er das Pistol und legte es auf den Nachttisch, der neben dem Bett stand.

„Vielleicht träume ich in der Nacht, man verhafte mich, und ich benütze im Schlaf die Waffe, um sie gegen mich zu richten,“ murmelte er. „Wäre es nicht überhaupt besser, ich machte gleich jetzt ein Ende? — Ein Druck, und die ganze Komödie wäre ausgespielt. — Nein!“ schrie er plötzlich so laut auf, daß er vor seiner eigenen Stimme erschrak, „soll einer sterben — und wenn Wismar hartnäckig bleibt, giebt es keinen andern Ausweg —, so sei es der, den die Schuld trifft. Ich morde nicht, ich schütze mich und die Meinen!“

Eine ferne Uhr schlug die zweite Morgenstunde, als er sich ermüdet aufs Bett warf. Der Schlag derselben Uhr weckte ihn auch am andern Tage aus einem traumlosen Schlummer. Er glaubte etwa eine Stunde geschlafen zu haben, aber es war gegen elf, wie ihn ein Blick auf seinen Weisewecker belehrte. Dennoch zögerte er, aufzustehen.

„Was soll ich unter Menschen?“ meditierte er; „aber was soll ich allein? Ich möchte schlafen, schlafen, schlafen, bis es geschehen, und dann wieder schlafen, damit ich glaube, ich habe geträumt! — Lieblich sind des Schlafes Träume, nur das Wachen träumt so schwer!“ — Dieser Vers, er wußte nicht, wo er ihn gelesen oder gehört,

kam ihm ins Gedächtnis und verließ ihn nicht wieder. Plötzlich sprang er auf. „Feigling, Schwächling!“ rief er. „Laß Dein weichmütiges Denken, das Dir den Sinn verwirrt. Weißt Du, was heute geschieht? Denk' jetzt nicht daran!“

Er kleidete sich an und bestellte das Frühstück, dann nahm er einen Stoß Geschäftsbriefe, die er sich mitgebracht, aus dem Koffer, und versuchte zu arbeiten. Zuerst unterbrach er sich oft; halbe Stunden lang saß er, den Kopf auf die Hand gestützt, vor einem angefangenen Briefe, mit der Zeit aber floß die Feder gleichmäßiger über das Papier. Dennoch vergingen die Stunden langsam, und so oft er nach der Uhr sah, schüttelte er den Kopf. Um 1 Uhr brach er auf. Er verschloß die Briefe in dem Koffer, nur das Schreiben an seine Mutter und das Pistol steckte er zu sich. Der Tulpenstein lag etwa eine Stunde von dem Badeort entfernt, er hatte also drei Stunden Zeit. Das war ihm insofern angenehm, als er es für vorteilhaft hielt, einen Umweg zu machen; andere Vorsichtsmaßregeln hielt er für überflüssig, ja, für geradezu gefährlich.

Es war nach vier, als er auf dem Tulpenstein ankam. Wismar war noch nicht da. Ob er kommen würde? Ja, da kam er den Weg herauf.

„Was haben Sie beschlossen?“ rief er dem Kommenden entgegen.

„Es bleibt bei dem, was ich gestern gesagt!“ entgegnete Wismar keuchend, die letzten Stufen zu der Höhe erklimmend.

„Wismar!“ rief Hiller, eindringlich „ich bitte, ich

beschwöre Sie! Sie laden den Tod eines Menschen auf Ihr Gewissen!"

„Ich bin für anderer Thun nicht verantwortlich.“

„Wissen Sie, daß ich mich töten werde?“

„Die Welt würde den Verlust verschmerzen,“ erwiderte Wismar höhnisch. „Uebrigens glaube ich es nicht, Leute Ihres Schlages töten sich nicht.“

„Meinen Sie?“ sagte Hiller finster. „Lesen Sie!“

Er reichte ihm den Brief, den er an seine Mutter geschrieben.

Wismar warf einen flüchtigen Blick auf das Schreiben. „Phrasen,“ sagte er dann. „Uebrigens ist der Brief ja noch nicht abgeschickt.“

„So bitte ich Sie, ihn abzusenden, da mir keine Zeit dazu bleibt, ich werde diesen Wald nicht lebend verlassen.“

„Soll beistens besorgt werden,“ sagte Wismar, cynisch lachend, und steckte den Brief in seine Brusttasche.

„Also Sie haben kein Mitleid?“ rief Hiller. Er warf dabei einen raschen Blick um sich. Niemand war in der Nähe.

„Heiße ich Sie, sich umzubringen? Thun Sie, was Ihnen gut dünkt.“

„Und wenn ich mich vor Ihren Augen töte?“ rief Hiller. Er zog die Pistole aus der Tasche, spannte den Hahn und richtete den Lauf gegen seinen Kopf.

Wismar fuhr erschreckt zusammen; im ersten Augenblick hob er den Arm, als wolle er Hiller die Waffe entreißen, gleich darauf aber trat er einen Schritt zurück, zuckte die Achseln und sagte verächtlich: „Bah, sie wird wohl nicht geladen sein!“

„So überzeuge Dich!“ zischte Hiller zwischen den Zähnen hervor. Blitzschnell senkte er den Lauf der Pistole auf die Brust des vor ihm Stehenden und drückte ab. Ein scharfer Knall, eine Dampf Wolke — und ohne einen Laut von sich zu geben, stürzte Wismar vornüber zur Erde.

Dumpf dröhnte das Rollen des Schusses durch den schweigenden Wald, hie und da ein Echo weckend. Dann war alles still.

Mit stieren Augen blickte Hiller auf den am Boden Liegenden, aber nur einen Moment dauerte die Erstarrung, dann fuhr er auf. „Fort, fort!“ flüsterte er, dann warf er das Pistol neben die Leiche, duckte sich und eilte in der seinem Herwege entgegengesetzten Richtung davon, sich immer hinter Bäume und Sträucher bückend. Erst eine Viertelstunde vom Schauplatz der That richtete er sich auf, und ging im gewöhnlichen Schritt dem Badeort zu.

„Was nun kommt, bleibt abzuwarten!“ sagte er vor sich hin. „Werde ich entdeckt, so kostet es den Kopf, aber das Lebensglück der Meinen war vernichtet, wenn ich ihn nicht tötete. Und höchst wahrscheinlich wird die That nicht entdeckt, dafür sorgt der Brief, — den wird nun wohl ein anderer besorgen müssen.“ Er lächelte bei diesen Worten höhnisch. „Ein feiner Gedanke von mir, ihn denselben selbst einstecken zu lassen, ich weiß nicht, ob ich den Mut gefunden hätte, ihn der Leiche in die Tasche zu schieben.“

Es war gegen acht, als Hiller wieder in seinem Hotel anlangte. Er hatte eigentlich beabsichtigt, noch

einige Tage in Jhmenau zu verweilen, aber er reiste doch noch am Abend desselben Tages ab. Nicht aus Furcht vor einer Entdeckung, diese glaubte er ausgeschlossen, aber es drängte ihn, den Ort zu verlassen. Mit der Zahl der Meilen, die er zwischen sich und den Schauplatz der blutigen That legte, glaubte er, die Erinnerung an dieselbe in die Ferne gerückt.

Er täuschte sich nicht; je weiter ihn der eilende Zug brachte, desto freier und leichter fühlte er sich. Die That selbst bereute er nicht. Wismar hatte sich selbst gemordet, war an seinem eigenen bösen Willen zu Grunde gegangen, mit dem er ihn, sein Weib und Kind in Verzweiflung stürzen wollte. Mitunter stieg wohl das Bild des Gemordeten vor seinem Auge auf, zuweilen rief eine Stimme in seinem Innern: „Mörder! Mörder!“ Aber die mahnende Regung seines Gewissens quälte und ängstigte ihn nicht halb so sehr, wie ihn all die Jahre der Gedanke gefoltert und gepeinigt, Wismar einst töten zu müssen.

Zuweilen dachte er wohl auch daran, daß seine That entdeckt und er verhaftet werden könnte. Dann überlegte er eifrig, wie er sich zu benehmen habe. Ruhig, recht ruhig vor allem, mit kalter Ueberlegenheit, wollte er den Beamten entgegentreten. Das sollte ein Leichtes sein. Wie wenig er aber in Wirklichkeit der Situation gewachsen war, davon sollte er sich nur zu bald überzeugen.

Es war auf der Rückreise von Prag. Der Zug hielt auf einer kleinen Station. Hiller lag schlummernd in der Ecke eines Coupés erster Klasse, als ihn Stimmengewirr und heftiges Auf- und Zuschlagen der Wagen-

thüren weckte. Er trat ans Fenster, um gleich darauf entsezt zurückzufahren; der ganze Bahnhof war von Gendarmen besetzt. Wohin er blickte, sah er die grünen Federbüsche und aufgepflanzten Bajonette der österreichischen Landgendarmen. Zwei derselben schritten mit dem Zugführer und dem Bahnhofinspektor den Zug entlang.

„Sie suchen Dich,“ war sein erster Gedanke, und noch ehe er denselben völlig erfaßt, stürzte er mit einem wilden Sprunge nach der gegenüberliegenden Thüre, um durch dieselbe das Freie zu gewinnen. Zu seinem Glück gab das Schloß nicht sogleich nach; das brachte ihn wieder zur Besinnung.

„Komm' zu Dir selbst!“ zischte er zwischen den Zähnen hervor; dabei drückte er sich die Nägel der rechten Hand so tief in das Fleisch der linken, daß die Male blutig unterliefen. Langsam schritt er zu dem nach dem Fahrsteig liegenden Fenster zurück, lehnte sich hinaus und fragte den Beamten, welcher die Expedition leitete, was geschehen sei.

Jedem anderen würde wohl der Gendarmeriewachmeister die Antwort schuldig geblieben sein, dem Passagier erster Klasse gegenüber ließ er sich zu einer Erklärung herab. Sein geschulter Polizeiverstand sagte ihm: erster Klasse fahren nur Minister, Abgeordnete, Hochstapler oder sehr reiche Leute, diesen vier Menschenarten gegenüber ist Höflichkeit auf alle Fälle das sicherste Schutzmittel gegen Unannehmlichkeiten, schadet nie, kann aber nützen.

„Wir suchen ein Frauenzimmer — eine Kindesmörderin,“ sagte er deshalb und schritt, die Hand zum

Hute erhebend, weiter. Aufatmend sank Hiller in die Kissen des Polstersitzes zurück.

„Verwünschte Nerven!“ brummte er; „wenn ich nun nicht allein gewesen wäre?“

Am Abend desselben Tages langte er bei den Seinen in dem Landhause am Vierwaldstättersee an. Da er seine Ankunft nicht gemeldet, trat er unerwartet auf die Veranda, wo sich die Familie befand. Mit einem Aufschrei freudigster Ueberraschung flog Helene an seinen Hals. Er preßte sie an sich, aber wie ein Fieberschauer schüttelte es seine Glieder, als er den Mund auf ihre Lippen preßte. Sein kleiner Knabe, der auf der Erde mit einem Farbenkasten gespielt, sprang gleichfalls auf und eilte dem Vater entgegen. Der Kleine achtete es nicht, daß er beim Aufspringen ein Gefäß mit roter Farbe umgestoßen und sich über die Hand geschüttet hatte. Nach Jungenart faßte er des Vaters beide Hände und versuchte, an ihm emporzuklettern. Hiller wollte das Kind emporheben; da — wie er den Knaben an seine Brust drücken will, fällt sein Blick auf seine Hände. Seine Augen treten aus den Höhlen, er läßt das Kind fallen und starrt mit aschfahlem Gesicht seine weit vorgestreckten Hände an — nein — das ist keine Täuschung, das ist kein Licht einer Laterne; sie sind rot — voll roter, blutiger Flecke.

„Blut! Blut!“ stammelt er entsetzt; dann entringt sich ein Schrei seiner Brust, so schmerzlich, so qualvoll wie der eines Gefolterten, und ohnmächtig sinkt er dem erschreckt hinzuspringenden Urmann in die Arme.

Der schnell herbeigerufene Arzt konstatiert ein schweres Nervenfieber und ordnet die Ueberführung des Er-

Frankten in ein Sanatorium an. Aber Helene will davon nichts wissen, sie will ihn pflegen, sie allein.

So sitzt sie denn Nacht für Nacht an dem Lager des sich in der Fieberglut ruhelos Wälzenden, sie hört seine wilden Selbstanklagen, die wirren Bilder seiner wilden Träume. Die Hand auf seine Stirn gelegt, sitzt sie neben ihm, bis der Morgen graut und ihr die Kräfte versagen; nur zuweilen läßt sie die Hand von seiner Stirn, um sie zum Gebet zu falten, und ihre Lippen stammeln:

„Erhalte ihn mir, mein Herr und mein Gott, und nimm die bösen Träume von ihm, die ihn ängstigen und quälen, ihn, den besten, reinsten, edelsten aller Menschen!“

4. Der Fremde.

Wochenlang schwebte Hiller zwischen Tod und Leben, endlich aber trug die sorgfältige Pflege, trug seine starke Natur den Sieg davon; langsam, sehr langsam erholte er sich. Helene drückte der so lässig fortschreitenden Genesung wegen dem Arzt gegenüber ihre Verwunderung aus. Es sei doch merkwürdig, sagte sie, daß bei der starken Konstitution ihres Mannes seine Kräfte so langsam zunehmen.

Der Gelehrte senkte beim Anhören dieser Aeußerung nachdenklich den Kopf. „Ja,“ sagte er, „ich habe schon selbst darüber nachgedacht und mir doch diese Erscheinung nicht erklären können; wüßte ich nicht, mit wie inniger Liebe Ihr Herr Gemahl an Ihnen und den Seinen hängt, ich würde glauben, er sei des Lebens überdrüssig, oder besser gesagt, er fände den Mut zu einem neuen Leben nicht wieder!“

Helene lächelte. „Nein, Herr Doktor,“ sagte sie, „da kann des Uebels Wurzel nicht liegen.“

Hätte sie in das Innere ihres Mannes sehen können, ihr Lächeln wäre erstorben. Ja, der Arzt hatte recht, Hiller erholte sich nicht, weil ihm der Mut zum Leben fehlte, weil er bedauerte, nicht gestorben zu sein. Dennoch nahmen seine Kräfte stetig, wenn auch langsam, zu.

Er wohnte jetzt mit Helene allein in dem Landhause am See. Ulmann war nach Kassel gefahren, um für seinen kranken Schwiegersohn die Leitung des Geschäfts zu übernehmen, und der Kleine war zu Verwandten gebracht worden, um durch seine kindliche Lebhaftigkeit die Ruhe nicht zu stören, die sowohl der Kranke wie der Genesende brauchte.

Mit dem nahenden Herbst nahm der Fremdenzufluß in der Gegend lebhaft zu; der Anschluß der Sekundärbahn an einen der großen Schienenwege erschloß das sonst stillere Fleckchen Erde der Neugier der Vergnügensreisenden.

Für Hiller und Helene war diese Aenderung eine willkommene Abwechslung. Der Arzt hatte Hiller die Lektüre verboten und auch Helene untersagt, dem Kranken vorzulesen. So blieb die einzige Zerstreuung des Konvaleszenten, auf der Veranda zu sitzen und die vorübergehenden Touristen zu mustern.

Eines Tages, als sie auf der Veranda saßen, Helene mit einer Handarbeit beschäftigt und Hiller den Zug der Fremden betrachtend, machte Helene ihren Mann plötzlich auf einen des Weges daherkommenden Touristen aufmerksam.

„Sieh, Benno,“ sagte sie, „der Herr da hat ganz Deine Figur.“

Hiller hob den Blick, um im nächsten Moment aufgerichtet nach dem Fremden hinzustarren. Die Entfernung zwischen ihm und dem langsam Näherkommenden war noch zu groß, um seine Gesichtszüge unterscheiden zu können, aber in der Figur glaubte er — wenn eine Möglichkeit vorhanden gewesen wäre — Wismar zu erkennen.

Mit angehaltenem Atem wartete er das Herankommen des Fremden ab; aber dieser blieb plötzlich stehen, betrachtete das Landhaus und seine Bewohner einen Augenblick durch ein kleines Opernglas, drehte sich um und ging den Weg zurück, den er gekommen.

Schwer atmend sank Hiller in seinen Stuhl zurück. Der Fremde mochte wohl Wismar gleichen, aber er selbst — nur tödlich Getroffene fallen mit dem Gesicht auf die Erde, das wußte er, und so war Wismar gefallen, und ferner wußte er, daß für Mörder sehr häufig die Gesichter ganz gleichgültiger Personen die Züge der Ermordeten annehmen.

„Mörder!“ Es durchschauerte ihn jedesmal, wenn er sich so nennen mußte, und er sträubte sich gegen den Gedanken, es zu sein. Nein, er war kein Mörder; er hatte in der Nothwehr den niedergeschossen, der sein Leben bedrohte, er hätte ihn gern das Dasein gegönnt, wenn er das seine nicht gefährdet hätte. Ihm blieb keine Wahl; besser wär's freilich, er hätte ihn nicht zu töten brauchen, und wenn er ihn aufwecken könnte? — aber der lag schon längst da unten. — Merkwürdig war es

aber doch, daß Helene auch die Aehnlichkeit mit ihm bei dem Fremden bemerkt; diese Aehnlichkeit konnte also nicht bloß die Ausgeburt seiner Mörderphantasie sein. Tagelang grübelte er darüber nach, bis ihm durch Helene eine Kunde von dem Fremden wurde.

Sie hatte ihn jenseits des Sees in einem Dorfe getroffen. Sie schilderte Hiller ihr Erschrecken bei der Begegnung, es sei beinahe unheimlich, wie sehr der Fremde ihm gleiche. Größe, Gesichtszüge und Gang beider sei vollständig gleich, und sonderbar, jener sei ebenso blaß, wie er, als habe derselbe vor kurzem auch eine schwere Krankheit durchgemacht.

Hiller hörte mit gespanntem Interesse den Bericht. Standen die Toten auf? Er wußte nicht, ob er fürchten oder hoffen sollte.

Er zitterte, daß Wismar leben möchte, und fühlte sich in dem Gedanken doch von einer drückenden Last befreit.

Die kleinen Spaziergänge, die er in den letzten Tagen am Arme Helenens unternommen, wurden durch plötzlich eintretendes Regenwetter unterbrochen. Tagelang war die Gegend wie in einen grauen Mantel gehüllt, der Fremdenzuzug hörte auf, der räthelhafte Fremde war verschwunden.

Hiller hatte sich, trotzdem er die Gefährlichkeit des Vorhabens einsah, die Nummern des Jlmener Stadtblattes von Juni an schicken lassen und studierte, obwohl ihm der Arzt das Lesen immer noch nicht erlauben wollte, eifrig dessen Inhalt. Aber trotzdem er die Blätter mehrere Male von vorn bis hinten durchlas, er fand nichts, was auf die Blutthat am Tulpenstein Bezug

gehabt hätte. Dennoch überzeugte ihn diese Thatsache wenig, er wußte zu genau, daß man in Bädern Selbstmorde gern vertuschte. Die Badeverwaltungen haben ein großes Interesse daran, derartige Ereignisse nicht bekannt werden zu lassen. Der Selbstmord eines Kurgastes oder Fremden übt stets eine nachtheilige Wirkung auf die Frequenz des Bades aus. Nur eine Gewißheit schöpfte Hiller aus der Lektüre, und zwar die, daß er außer aller Gefahr. Hatte man Wismar am Tulpenstein gefunden, so war der Getötete als Selbstmörder angesehen und als solcher begraben worden. Einen Mord hätten die Blätter nicht verschwiegen, nicht verschweigen können.

Aber der blasse Fremde, wer war er? War es ein Geist, eine Spukgestalt, die gekommen war, ihn zur Rechenschaft zu ziehen?

Er lächelte bei dem Gedanken. Er, der starre Materialist, für den das Leben aufhörte, wenn das Herz ausgeschlagen, für den es weder Gutes noch Böses in der Welt gab, der nur ein Gesetz kannte, das der Notwendigkeit, für den Regungen der Neugier und des Gewissens weiter nichts wie angeborene Vorurteile im Aberglauben erwachsener Eltern, Erbteile früherer Generationen, die in geistiger Stumpfheit dahingelebt.

Nein, ein Geist war es nicht, das wußte er.

Und wenn es Wismar war? wenn ihn irgend ein Zufall vom Tode gerettet? was sollte dann geschehen? Stieg nicht die Gefahr, die er schon beseitigt wähnte, drohender als früher vor ihm auf? Wie sollte er Wismar gegenüber treten? Würde derselbe nicht heute sich noch viel

unversöhnlicher zeigen, wie ehemals? Das war ja rein menschlich, natürlich. Was sollte er nun thun, wie sich schützen? Sollte er jetzt den Kampf aufgeben, und wenn er ihn von neuem aufnahm, wie ihn führen? Warum unternahm Wismar nichts gegen ihn? was konnte er im Schilde führen? und schließlich, wovon lebte er? Hiller hatte das ganze Vermögen des vermutlich Ermordeten in Händen. Wismar besaß nichts, als die tausend Dollar, die er sich in Hamburg zurückbehalten, und die tausend Mark, die ihm Hiller geschickt. Seit seiner Haftentlassung war beinahe ein Vierteljahr vergangen, bei Wismars Lebensgewohnheiten mußte die Summe bereits aufgebraucht sein.

Er mußte Gewißheit haben. Er mußte den Fremden auffuchen, mußte ihn sprechen, koste es, was es wolle. Er bestimmte einen der Nachmittage, an denen Helene nach der nächstgelegenen Stadt zu fahren pflegte, um Erkundigungen einzuziehen. Der Ort, wo er seine Nachforschungen beginnen wollte, war das Dorf, in welchem seine Frau den Fremden getroffen. Er war nunmehr so weit hergestellt, um allein ausgehen zu können, auch die Gemütsbewegung fürchtete er nicht, wohl aber, daß seine noch angegriffenen Nerven ihn im Stich lassen oder ihn zu großer Nachgiebigkeit bestimmen könnten.

Er mußte sich noch eine Weile gedulden, ehe er sein Vorhaben ausführen konnte; das Regenwetter hielt an und Helene verschob die Fahrt von einem Tage zum andern. Endlich schien die Sonne wieder. Das Wetter war wunderschön, als sich Hiller zum Aufbruch rüstete. Es war das erste Mal, daß er es wagte, allein einen

Ausflug unternahm, aber er rüstete sich dazu ohne Besorgnis, daß derselbe von üblen Folgen für seine Gesundheit sein könnte. Dehnend reckte er seine Glieder, als er ins Freie trat, mit Wohlbehagen ließ er die heißen Strahlen der Nachmittagsonne auf sich einwirken.

Langsam stieg er den Fußpfad hinab, der von dem Landhaus zur Dampferstation führte, er hatte Zeit und brauchte sich nicht allzusehr zu beeilen. Von einem kleinen Hügel aus ließ er sein Auge über die Wasserfläche streichen, und was er da erblickte, ließ sein Herz rascher schlagen. In einem kleinen Kahn, der sich langsam dem Ufer näherte, saß emsig rudern ein Mann. Es war der Fremde!

Wie zu Stein erstarrt, blickte Hiller nach dem auf und abschwanfenden Boot.

War es Wismar?

Die Entfernung war noch zu groß, um die Gesichtszüge des Fremden zu erkennen. Hiller erkannte nur die Gestalt und den Anzug, den der Ruderer trug. Einen solchen Anzug hatte Wismar getragen, als er ihn niederstreckte.

Der Fremde im Boot wurde des Wartenden nicht gewahr, er strebte dem Ufer zu und band, nachdem er es erreicht und ans Land gesprungen war, das Boot an den Zweigen eines Strauches fest. Dann watete er durch das hohe Ufergras dem Wege zu.

Hiller, der noch außer Rufweite entfernt war, fing jetzt an zu laufen, um den Fremden einzuholen. Ein Gebüsch verbarg denselben jetzt vor seinen Blicken, aber kaum hatte er dieses erreicht, da trat der Gesuchte plötzlich hinter dem Buschwerk hervor.

Beide standen sich Aug' in Auge gegenüber. Wie entgeistert starrte Hiller dem vor ihm Stehenden ins Gesicht. Es war Wismar.

Wismar fuhr beim Anblick Hillers erschreckt und bestürzt zurück und griff in die Brusttasche. Hiller achtete es nicht, er starrte nur immer in das Gesicht seines Gegenüber. Endlich brach er in die Worte aus: „Also Sie leben!“

Wismar hatte sich soweit gefaßt, um einzusehen, daß er bei dieser Begegnung einer Gefahr nicht ausgesetzt sei. Er verzog das Gesicht deshalb zu einem spöttischen Lächeln und antwortete: „Zu meinem großen Bedauern bin ich gezwungen, Ihre geistreiche Frage zu bejahen. Das ist Ihnen wohl recht fatal, was?“

Da Hiller nicht antwortete, fuhr er fort: „Die Begegnung ist Ihnen wohl unangenehm? ja, ja, das glaube ich, waren wohl auf eine Zusammenkunft in dieser Welt zwischen uns beiden nicht vorbereitet. Heute haben Sie wohl keine Pistole bereit, um mir ein Freibillet nach den Gefilden der Seligen zu spendieren. Aber ich hab' eine!“ höhnte er weiter, „sehen Sie mal, es ist dieselbe, mit der Sie mir das Lebenslicht auszublazen beabsichtigten! Wie wenn ich nun heut' Gleiches mit Gleichem vergelten wollte!“ Er zog bei diesen Worten die Pistole, deren sich Wismar am Tulpenstein bedient und die er, um Wismars Selbstmord wahrscheinlich sein zu lassen, neben ihn hingeworfen, aus der Tasche, spannte den Hahn und richtete den Lauf gegen Hillers Kopf.

Dieser achtete nicht darauf, immer noch starrte er Wismar ins Gesicht, und noch einmal rang sich wie ein

tiefer Seufzer der Erleichterung die Frage aus seiner Brust: „Also Sie leben!“

„Zum Teufel mit der albernen Frage!“ rief Wismar. „Sie sehen ja, daß ich lebe; wenn Sie wieder einmal einen erschießen wollen, dann überzeugen Sie sich gefälligst erst, ob er tot ist, bevor Sie weglaufen. Na, das nächste Mal werden Sie sich schon besser vorsehen, mein Herr Raubmörder. Fein eingefädelt war Ihr Plan: den Brief ließen Sie mich einstecken, bevor Sie mich ermordeten, damit man ganz sicher glauben solle, ich habe mich selbst umgebracht, aber in der Hauptsache haben Sie's doch verpaßt; ja, ja, so geht es den meisten Gelegenheitsverbrechern!“

„Sie sind gänzlich im Irrtum,“ entgegnete Hiller, „ich hatte keineswegs die Absicht, Sie zu töten, sondern hatte die Waffe eingesteckt, um mich zu erschießen; Ihre Erbarmungslosigkeit, Ihr kalter Spott, Ihre Ungerechtigkeit ließ mich in einem Augenblick, da ich meiner selbst nicht mächtig, den Lauf der Pistole auf Ihre Brust richten, und ich danke Gott, daß mich ein Zufall vor einem Morde bewahrt!“

„So?“ sagte Wismar, ihn durch die zusammengekniffenen Augen anblinzeln. „Wissen Sie, mein lieber Raubmörder und Galgenkandidat, das glaube ich Ihnen nicht! Sie hatten die Absicht, mich zu ermorden, und diese Absicht ist zu Ihrem großen Bedauern fehlgeschlagen. Es thut mir ja um Ihre Willen herzlich leid, daß es so gekommen, aber Sie können mir es nicht verdenken, wenn ich mein Möglichstes thue, so lange es irgend geht, am Leben zu bleiben.“

„Und was soll nun geschehen?“ fragte Hiller kurz, dem Spöttelnden unter der gesenkten Stirn einen bösen Blick zuwerfend.

„Meine Bedingungen sind die alten!“ antwortete der Gefragte.

Hiller senkte das Haupt. „Sie wollen also meinen Untergang? Ich kann das heute eher verstehen wie damals; gut, es sei, das Glück ist mit Ihnen, Sie haben das Spiel gewonnen, auch bin ich eben erst von einer schweren Krankheit aufgestanden und nicht widerstandsfähig genug, den Kampf mit dem stärkern Gegner aufzunehmen. Machen wir also ein Ende, ich werde meiner Frau alles sagen und bitte nur um ein paar Tage Zeit, ich möchte meinen Schwiegervater bitten, hierherzukommen, damit meine arme Frau nicht ohne Stütze bleibt. Freuen Sie sich, Sie stolzer Sieger!“ setzte er bitter hinzu. „Ihr Sieg ist das Verderben dreier unschuldiger Menschen!“

„Rechnen Sie Mordmörder ebenfalls zu den unschuldigen Menschen?“

„Ich rechnete mich gar nicht dazu, sondern meinte meine Frau, meinen Knaben und dessen Großvater,“ entgegnete Hiller.

„Ach so,“ sagte Wismar, „ich glaubte schon, Sie meinten sich selbst auch mit; das wäre meiner Ansicht nach doch etwas kühn gewesen. Uebrigens, was mich wundert, ist, daß Sie sich gar nicht danach erkundigen, welchem glücklichen Zufall ich meine Rettung aus Ihren Mörderhänden verdanke.“

Hiller zuckte die Achseln. „Ich habe Sie eben schlecht getroffen,“ sagte er; „man hat Sie aufgefunden und Sie

wurden geheilt. Das ist doch unschwer zu erraten.“
— „Getroffen!“ rief Wismar, „Sie sind doch eigentlich ein feiner Kopf. Ich sagte das schon in Hamburg. Aber genug des Geschwäzes; es zieht ein Gewitter auf, ich werde mit meinem Boot nicht wieder über den See kommen. Wissen Sie keine Stelle, wo ich es lassen kann?“

„Unfern von jener Villa liegt ein Bootshaus, Sie können es nicht verfehlen, wenn Sie am Ufer hinrudern; dort können Sie Ihr Boot anlegen,“ antwortete Hiller.

„Gut,“ sagte der andere, und wendete sich dem See zu. Er wandte dabei Hiller nicht ganz den Rücken, die Pistole hielt er noch immer in der Hand.

„Wismar!“ rief Hiller dem Davonjchreitenden nach, „ist kein anderer Ausgleich möglich?“

„Keiner, Meuchelmörder,“ gab der Gefragte höhnisch zurück und verschwand hinter den Büschen.

In ohnmächtiger Wut streckte Hiller drohend die Faust nach dem Gehenden aus. Dann wandte auch er sich und schritt den Weg zurück, den er gekommen. Sein Gang war langsam und schleppend, sein Kopf gesenkt. Er rang mit einem Entschluß, und konnte den Mut zu einem festen Vorsatz nicht fassen.

Wismars würdeloses Gebaren hatte ganz seltsam auf ihn gewirkt. Als zuerst die Möglichkeit, daß Wismar gerettet sei, sich vor ihm aufrollte, hatte er neben der Angst vor dem Kommenden etwas wie Freude empfunden, eine Befriedigung, daß er nun doch kein Mörder sei. Jetzt lebte keine Spur dieser Regung mehr in seiner Seele, sondern der dumpfe Haß gegen den Bedroher

seiner Existenz hatte wieder die Oberhand gewonnen. Hätte ihm Wismar Vorwürfe gemacht, ihn seinen Abscheu, seine Verachtung fühlen lassen, er hätte es ohne ein Wort der Erwiderung über sich ergehen lassen. Aber dieses kindische Triumphieren, dieser läppiſche Siegerhochmut, der sich mit Beleidigungen begnügte und es nicht einmal wagte, sich bis zu Drohungen emporzuschwingen, diese, nach einem Zusammentreffen, wie es unter Millionen Menschen kaum einer hat, das Zusammentreffen des geretteten Opfers mit seinem Mörder, diese feige Besorgnis einer stürmischen Wasserfahrt wegen und die kleinliche Sorge um das Boot, alles dies hatte jeder neuerwachten Sympathie für Wismar den Todesstoß gegeben; bisher hatte er ihn gefürchtet und gehaßt, nunmehr verachtete er ihn bloß. Jetzt erst bereute er aufrichtig, ihn nicht besser getroffen, ihn nicht getötet zu haben; denn jetzt erst erschien er ihm nicht mehr als Mensch, sondern als ein bössartiges, gefährliches Tier, das zu vernichten nicht nur Recht, sondern sogar Pflicht sei.

Und abermals beschloß er, Wismar zu töten.

Noch ehe er zu Hause anlangte, war der Mordplan fertig. Das Boot Wismars sollte zur Ausführung desselben eine bequeme Handhabe bieten.

Im Landhause angekommen, fand er Ulmann und sein Söhnchen, die von Helene zur Feier seiner Genesung eingeladen waren.

Er mußte sich Gewalt anthun, seinen Schwiegervater herzlich zu begrüßen, so wenig wünschte er eben jetzt seine Anwesenheit. Auch sein Söhnchen hätte er am liebsten jetzt nicht gesehen. In Gegenwart des Kindes

kam ihm sein Vorhaben verbrecherischer vor, als wenn er mit Helene allein war. Er wagte nicht, dem Knaben ins Auge zu blicken.

Dennoch blieb ihm keine Wahl, er mußte bald vollbringen, was er plante. Er schützte Geschäfte vor, als er sich schon zeitig von der Gesellschaft zurückzog; er mußte allein sein, um die Vorbereitungen zu seiner verbrecherischen That zu treffen.

Mit großer Ruhe überlegte er seinen Plan.

Ein Zögern oder Schwanken, wie es ihm bei dem ersten Mordanschlag gegen Wismar so oft befallen, überkam ihn jetzt beim zweiten auch nicht ein einziges Mal. Mit großer Ruhe hatte er seinen Plan überlegt, und ruhig und zielbewußt ging er an die Ausführung.

Was doch in dem Kopf und Herzen eines Menschen für Regungen Platz haben!

Hiller war kein böser Mensch; er war empfänglich für alles Gute, Edle und Schöne, er war wahrheitsliebend und treu, er hatte ein stark entwickeltes Gerechtigkeitsgefühl, aber er war eine Jchnatur im vollsten Sinne des Wortes; ein Jchmensch, welcher sein Jch mit allen Mitteln verteidigt. Wehe, wer ihn bedrohte; mit eiserner Faust wurde er vernichtet. Herrennaturen nennt man fälschlich derartige Gewaltmenschen, Herrennaturen vielleicht, da Herr von herrschen abgeleitet. Raubtiernaturen sollte man sagen, und derartige Menschen wie Raubtiere unschädlich machen.

Noch sind die Menschen thöricht, feig und erbärmlich genug, den Gewaltthaten derartiger Kraftmenschen Bewunderung zu zollen. In der Geschichte spielen sie die

erste Rolle, in der Litteratur nehmen sie das Interesse der Leser gefangen. Die Herren von Fink, die Helden Sudermanns, sind solche Gestalten, zu denen der Leser in Ehrfurcht erschauernd aufblickt, ohne zu bedenken, daß die Bewunderten im schlimmsten Falle Verbrecher, im besten Falle Flegel sind.

Hiller war durch ein Verbrechen zu Reichtum und Ansehen gekommen. Das Bewußtsein, alles was er sein nannte, selbst sein Weib, selbst den Namen, den er trug, einem schamlosen Betrug, einer perfiden Lüge zu verdanken, schmälerte sein Wohlbefinden keineswegs. Auch machte dieses Glück ihn weder übermütig, noch ungerecht. Im Gegenteil, im Genuße seines Wohlstandes war er menschlich und gerecht. Alles dieses aber, was gut und wahr in ihm, war ausgelöscht und vergessen, sobald er sein Glück ernstlich bedroht sah. Und wie er dasselbe einem Verbrechen verdankte, so war er jeden Augenblick bereit, zu der einzigen Waffe zu greifen, die die Sünde besitzt, zu neuen Verbrechen.

Es war am Abend desselben Tages, an welchem sich Hiller überzeugt, daß ein wunderbarer Zufall ihn davor bewahrt, ein Mörder zu sein, als er bereits zur Ausführung eines zweiten Mordanschlages schritt.

Der Sturm, der seine Anzeichen schon am Nachmittag vorausgeschickt, war heraufgezogen. Er peitschte die Wellen des Sees, er fuhr heulend über Wiesen und Acker, er wirbelte hohe Staubsäulen in die Höhe und warf sie auf die Felder, die in seinem Bereich lagen, er rüttelte an den Fenstern und Thüren des Landhauses und fuhr pfeifend und heulend durch die Rauchfänge und Schloten.

Es mochte gegen zwölf Uhr sein, als Hiller, in einen weiten Mantel gehüllt, durch die Hinterthür des Landhauses ins Freie trat.

Der Sturm faßte seinen Mantel und zerrte daran, als wollte er ihn von den Schultern reißen. Hiller mußte seine ganze Kraft ausbieten, um die Thüre wieder zu schließen.

Den Kopf vorgebeugt, den Mantel fest um die Schultern schlagend, schritt er durch das Brausen und Heulen des Sturmes dem Bootshause zu.

Die Nacht war finster. Undeutlich zeichneten sich die Konturen der hohen Berge am Himmel ab. Ueber ihnen erhob sich der Himmel einen Schein heller. Wie eine schwarze, ebene Fläche dehnte sich der See ins Endlose. Zuweilen glänzten die weißen Wellenkämme leuchtend durch die Nacht. Mitunter brachen sich die Wogen tobend am Ufer, zuweilen rauschte das Wasser nur auf wie ein dumpfes, zorniges Murren.

Unbekümmert um das, was um ihn her vorging, schritt Hiller den Weg zum See hinab, dem Bootshause zu. Er öffnete dasselbe mit dem mitgebrachten Schlüssel und trat hinein. Drei Fahrzeuge lagen da, in dem großen, scheunenartigen Gebäude; eine große Gondel, die mehrere Ruderer brauchte und zu gemeinsamen Fahrten benutzt wurde; ein kleineres, auch zum Segeln eingerichtetes Ruderboot und noch ein kleinerer Kahn. Es war das Boot Wismars.

Alle drei Fahrzeuge waren zu zwei Dritteln auf's Trockne gezogen. Die Wasserpforte des Bootshauses war geschlossen und durch ein starkes Tau versichert.

Der Gärtner mochte, als er den Sturm heraufziehen sah, diese Sicherheitsmaßregeln getroffen haben.

Vorsichtig verschloß Hiller die nach dem Land führende Thüre hinter sich, dann zündete er eine kleine Blendlaterne an.

Er legte nunmehr die zu seinem Mordplan notwendigen Werkzeuge sorgfältig auf die Bank der großen Gondel. Es war ein Centrumsbohrer, eine Düte mit ungelöschtem Kalk, ein Stück Wachs und einige Blatt Papier. Ein Leintiegel, den er noch benötigte, stand, wie er wußte, im Bootshause. Er fand denselben auch bald und setzte ihn in Brand. Vorsichtig lehnte er ein Brett vor die Ecke, in welche er ihn gestellt, damit die im Luftzuge züngelnde Flamme keinen Schaden anrichten könne.

Der Sturm nahm stetig an Heftigkeit zu. Donnernd schlugen die Wogen an die geschlossene Wasserpforte, und das Wasser, welches in das Bootshaus hineinreichte, schwankte auf und ab und spritzte zuweilen hoch empor. Wild rüttelte der Orkan an den Ecken des leichten Gebäudes und oft war es, als ob das Dach sich höbe.

Nachdem Hiller den Spiritus entzündet, untersuchte er mit der Laterne eifrig den Boden von Wismars Boot. Er hoffte ein Astloch oder eine andere Oeffnung zu finden.

Als er nichts fand, was er benutzen konnte, blieb ihm kein anderer Weg als selbst nachzuhelfen. Zu diesem Zweck mußte er das Boot mit dem Kiel nach oben drehen. Sonst wäre das wohl ein leichtes für ihn gewesen, aber jetzt, durch die Krankheit geschwächt, konnte er nur mit Aufbietung aller Kräfte damit zu stande kommen.

Nunmehr nahm er den Centrumsbohrer und bohrte in den Kiel des umgestürzten Bootes ein Loch, welches er gleich darauf mit Papier verklebte. Nachdem er das etwa handtellergroße Stück Papier mit Erde dunkel gefärbt, brachte er das Boot in seine alte Lage. Darauf füllte er die Oeffnung, welche das Loch mit dem darunter geklebten Papier bildete, voll ungelöschten Kalk und verschmierte die Oeffnung mit dem mitgebrachten Wachs. Dann verließ er das Bootshaus und begab sich wieder nach dem Landhause zurück. Er rechnete so: wenn das Boot ins Wasser kam, so würde zunächst das feste Papier das Wasser am Eindringen verhindern und dem im Boot Befindlichen Gelegenheit geben, sich eine ziemlich weite Strecke vom Ufer zu entfernen. Endlich würde aber doch das Wasser das Papier durchdringen, der ungelöschte Kalk die Masse auffaugen, die sich entwickelnde Hitze das Wachs schmelzen und dem Wasser ungehinderten Zutritt in das Boot gestatten, welches sich auch bald füllen mußte. Nun war es zwar möglich, daß, wenn der See sehr belebt, dem Untergehenden Hilfe gebracht werden konnte, ehe das Boot unter sank; Hiller zog auch diesen Umstand in Betracht, wußte aber kein Mittel, ihn zu verhindern.

Als er das Bootshaus verließ, hatte der Sturm nachgelassen, nur in einzelnen Stößen fuhr er noch über den kochenden See und die Ebenen des Ufers.

Die dritte Morgenstunde hatte bereits geschlagen, als sich Hiller leise und vorsichtig in das eheliche Schlafgemach schlich. Wohl hatte er keine Veranlassung, das Erwachen Helenens zu fürchten, denn er hatte ihr gesagt,

daß er noch lange in seinem Zimmer zu arbeiten habe. Sie hatte ihn zwar gebeten, die Arbeit mit Rücksicht auf seine noch nicht genügend gestärkte Gesundheit nicht zu lange auszudehnen, aber er wollte nicht mit ihr sprechen, sie nicht sehen, er glaubte ihren Blick nicht ertragen zu können. — Eben hatte er sich niedergelegt und mit dem Versuch zu schlafen sein schweres Haupt in die Kissen gedrückt, als Helene mit einem lauten Schrei aus dem Schlafe fuhr und seinen Namen rief.

Er richtete sich auf. „Was ist denn?“

„Ach, Benno!“ rief sie, „mir hat ein entsetzlicher Traum geträumt.“

„Sei ruhig mein Herz, ein Traum bedeutet nichts!“

„Aber er war so schrecklich; ich will ihn Dir erzählen. Der Fremde — weißt Du, der Fremde!“

Hiller horchte auf: „Welcher Fremde?“

„Der Herr, der Dir so ähnlich sieht — er kam einen Berg hinauf, wir beide standen oben — er aber wurde immer größer und größer und auf einmal ward er die Baalsfigur der Chatager, dieses Götzenbild von glühendem Erz, und er streckte seine langen Arme nach Dir aus, riß Dich von meiner Seite und drückte Dich an seine glühende Brust. Und Du schriest laut und jammertest unaufhörlich. Auf einmal neigte er sich hintenüber und ihr beide versankt vor meinen Augen in unendliche Tiefen. Ist das nicht fürchterlich?“

„So freue Dich, daß Du nur geträumt hast,“ sagte Hiller. „Geh, versuche wieder zu schlafen, Du hast in letzter Zeit so viel durchgemacht mit meiner Krankheit. Schlaf, mein gutes Kind.“

Gehorsam lehnte Helene den Kopf in die Kissen, und bald verrieten ihre gleichmäßigen, ruhigen Atemzüge, daß sie schlief. Nicht so Hiller, unruhig wälzte er sich hin und her und erst als die Sonne schon längst aufgegangen war, fand er kurze Erquickung in einem traumlosen Schlummer. —

Der Sturm, der die Nacht getobt, hatte völlig nachgelassen. Wolkenlos lag der blaue Himmel über der unvergleichlichen Scenerie der Ufer des Vierwaldstättersees. Nur das Wasser des Sees wogte noch unruhig auf und ab und heftiger wie gewöhnlich peitschten die Wellen den Ufersand.

Hiller war schon zeitig weggefahren, ein Freund, der einige Meilen landeinwärts lebte, hatte ihn zu einer wichtigen Besprechung eingeladen. Dieses sagte er wenigstens Helene, in Wahrheit wollte er nicht zu Hause sein, wenn Wismar sein Boot zurückholen würde. Er blieb den ganzen Tag und kehrte erst gegen Abend, die Sonne neigte sich bereits zum Untergange, zurück.

Helene war allein, als er wiederkam, sie befand sich im Garten, wo sie auf einer Bank sitzend beschäftigt war, Erdbeeren für den Abendtisch zu bereiten.

Er küßte sie herzlich und ließ sich neben sie nieder. „Nichts passiert?“ fragte er nach einer Weile.

Sie erzählte ihm die Begebenheiten des Tages, die, auf welche er wartete, war nicht darunter.

„Wo ist Papa und Kurt?“ fragte er plötzlich.

„Sie rudern auf dem See!“ antwortete Helene.

In Hiller stieg ein beklemmendes Gefühl auf.

„In der großen Gondel?“ fragte er schnell.

„Ich weiß es nicht.“

Hiller stieg auf die Gartenbank und versuchte über die Sträucher wegzusehen, aber er sah nichts.

Er setzte sich wieder neben Helene nieder, doch eine ihn immer heftiger erfassende Unruhe trieb ihn bald wieder in die Höhe.

„Papa wird doch nicht mein Segelboot genommen haben?“ sagte er nach einer Weile. „Es ist etwas schadhast.“

„Papa ist ja so vorsichtig!“ bemerkte Helene ruhig.

„Ja, allerdings!“ gab Hiller etwas beruhigter zur Antwort, dennoch litt es ihn nicht in dem Garten, er eilte hinaus, um sich zu überzeugen, daß kein Grund zur Besorgnis vorläge.

Helene, durch die Unruhe ihres Gatten angesteckt, folgte ihm, Hiller eilte zum Bootshause, hastig riß er die Thüre auf. Die große Gondel und das Segelboot lagen auf derselben Stelle, auf welcher sie gestern gelegen. Wismars Boot fehlte und das Wasserthor stand weit offen.

Die Haare sträubten sich ihm, als er die Sachlage überblickte, kein Zweifel, Ulmann hatte Wismars Boot zu der Spazierfahrt gewählt.

Mit größter Anstrengung schob er das Segelboot ins Wasser, mit wenigen Ruderschlägen trieb er es hinaus.

„Dort fahren sie!“ rief ihm Helene, die am Ufer stand, zu und zeigte mit der Hand über die Fläche. Hiller richtete sich auf und folgte mit den Augen der angegebenen Richtung. Jetzt erblickte er das Boot. Ulmann handhabte die Ruder, der Knabe saß am Steuer und sang mit seiner hellen Stimme ein fröhliches Kinderlied.

In namenloser Angst krampfte sich Hillers Herz zusammen, das Blut kreiste in seinem Gehirn, und vor seinen Augen wurde es dunkel. Alle Kraft zusammennehmend trieb er in mächtigen Ruderschlägen sein Boot vorwärts.

Als Ulmann seinen Schwiegersohn kommen sah und die Eile bemerkte, mit welcher jener näher zu kommen strebte, glaubte er, Hiller wolle ihm seine Geschicklichkeit im Rudern zeigen, und begann ebenfalls schneller mit den Riemen zu arbeiten, als gelte es eine fröhliche Wettfahrt. Als Hiller das bemerkte, wurde er fast wahnsinnig vor Wut und Angst.

„Nicht rudern!“ schrie er, „hierher kommen!“ Mehr wagte er nicht zu sagen, aus Furcht, sich verraten zu können.

Seine Worte schienen nicht verstanden worden zu sein, denn Ulmann ruderte mit gleicher Hefigkeit weiter und der kleine Kurt schwenkte fröhlich lachend seine Mütze.

Verzweifelt sank Hiller auf die Ruderbank zurück; er sah ein, daß er auf diese Weise das viel kleinere und leichtere Boot nicht werde einholen können. Seine ganze Hoffnung bestand darin, sich verständlich zu machen, er sprang deshalb von neuem auf, winkte heftig mit dem Tischtuch und rief: „Halt! Gefahr droht!“

Diesmal schien Ulmann wenigstens annähernd verstanden zu haben, was ihm sein Schwiegersohn zugerufen hatte, denn er zog die Ruder ein, erhob sich und rief, die Hand an den Mund legend: „Was droht?“

Eben wollte Hiller Antwort geben, als er sah, wie Ulmann sich bückte, dann aufstand, sich wie suchend um-

sah und etwas herüberrief, was er nicht verstand. Zugleich sah er, wie der Kahn sich drehte, sich auf die Seite neigte und versank. Noch einen Augenblick hielt sich Ulmann, der den Knaben hoch emporhielt, über Wasser, dann versank auch er und gleich darauf, einen Schrei ausstößend, das Kind.

In wilder Verzweiflung packte Hiller die Ruder von neuem; mit übermenschlicher Kraft trieb er sein Boot der Unglücksstelle zu. Er kam nicht allein dort an; einige Fischerboote, die in der Nähe gewesen und deren Insassen den Vorfall bemerkt, waren gleichfalls herbeigekommen und zwei der Fischer bereits ins Wasser gesprungen, um die Verunglückten zu retten, aber es war zu spät. Zwar gelang es, beide aus dem Wasser zu ziehen, aber weder Ulmann noch der Knabe gaben ein Lebenszeichen von sich — beide waren tot.

Mit starrem Auge blickte Hiller auf die Entseelten. Verzweiflung und Angst kämpften in seiner Seele. Tot, tot, durch seine Schuld! sein Sohn, sein Kind, das er über alles liebte! der Stolz, die Freude seiner Eltern! Wie sollte er es tragen? wie vor Helene hintreten, der er nicht nur den Sohn, der er auch den Vater geraubt?

Langsam und traurig bewegte sich die kleine Flottille dem Lande zu, voran das größere der Fischerboote mit den beiden Leichen, hinterher das zweite, welches das Boot Hillers ins Schlepptau genommen hatte.

Helene stand am Ufer, von dort war sie Zeugin des Vorfalls gewesen. Mit gefalteten Händen stand sie da und starrte den ankommenden Booten entgegen. Ein herzerreißender Schrei entrang sich ihrer Brust, als die

Leiche ihres Vaters vorbeigetragen wurde. Sie umklammerte den Arm ihres Gatten.

„Tot?“ preßte sie heraus, „tot?“

Hiller nickte traurig. Hinter den beiden alten Männern, die die Leiche Ulmanns trugen, stieg ein junger, starker, Bursche aus dem Boot. Er hielt den kleinen Kurt in den Armen. Sorgfältig und zärtlich trug er das Kind, dessen blaßes Köpfchen auf seinem Arme ruhte. Bei diesem Anblick löste sich die Erstarrung, die Helenens Glieder gefesselt hatte, von dem Augenblick an, da sie die Gefahr erkannt, in der ihre Lieben schwebten.

„Mein Kind! Mein Sohn! mein einziges Kind!“ schluchzte sie herzbrechend auf. Sie sank in die Knie und streckte die Arme nach ihrem Kinde aus.

Mit zuckenden Lippen legte der große Bursche den toten Knaben an das Herz der Mutter; große Thränen rannen ihm dabei über die gebräunten Wangen. Aufschluchzend preßte Helene ihr Kind an die Brust, taumelnd erhob sie sich und schritt schwankend dem Hause zu.

Mit einem unbeschreiblichen Ausdruck im Auge blickte ihr Hiller nach, aber er folgte ihr nicht; er ging ein paar Schritte am Ufer entlang, alle Selbstbeherrschung hatte ihn verlassen, er wußte nicht mehr, was er dachte und was er that. Mechanisch schritt er vor sich hin, krampfhaftes Schluchzen hob seine Brust, erschütterte seine Glieder; plötzlich blieb er stehen, reckte die Arme zum Himmel, und ein Stöhnen entquoll seinem Munde, so schwer, so martervoll, wie das eines zu Tode gequälten Sterbenden, dann schlug er die Hände vors Gesicht und weinte.

Die Sonne ging unter, er achtete es nicht; die Dunkelheit legte sich über die Gegend, weiße Nebel stiegen gespensterhaft bleich aus dem See empor, er rührte sich nicht. Unaufhaltsam drängten sich die Thränen aus seinen Augen; sie quollen zwischen seinen Fingern durch und rannen heiß und schwer ins taufeuchte Ufergras. Eine leichte Hand fuhr leise über sein Haar, eine sanfte Stimme nannte müde und tonlos seinen Namen.

Mühsam blickte er auf. Helene kniete an seiner Seite. Er raffte sich auf. Im wortlosen Jammer streckte ihm Helene beide Hände entgegen. Er sah sie scheu und wild an und sprang auf.

„Was forderst Du sie von mir?“ rief er, „ich war es nicht, ich habe sie nicht getötet; das Schicksal war es, das seine eherne Hand auf unser Glück gelegt, das Schicksal und die Schuld! Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären! Die Schuld, die Schuld!“ rief er außer sich, „ich löse sie! ich bezahle sie!“ und ehe Helene wußte, was er beabsichtigte, eilte er die Uferstrecke hinab und stürzte in den See, dessen Wellen brausend über seinem Haupte zusammenschlugen.

Aber schon im nächsten Augenblick war Hilfe da; die Schiffer, welche die Leichen Umanns und des kleinen Kurt geborgen, lagen mit ihren Rähnen unmittelbar neben der Stelle, von welcher Hiller in den See gesprungen. Ohne Mühe zogen sie den Lebensmüden aus dem Wasser und betteten ihn zu den Füßen der vor Angst und Schreck halb ohnmächtigen Helene.

„Ei, ei, Herr!“ sagte einer der Fischer, ein alter

weißhaariger Mann mit tausend Falten im Gesicht, „das ist gar nicht christlich, sich einen Verlust so sehr zu Herzen zu nehmen. Was Gott uns nimmt, das sollen wir fahren lassen und uns in seinen unerforschlichen Willen fügen!“

„Ist er tot?“ fragte in diesem Augenblick eine feste scharfe Stimme. Helene blickte auf und erkannte den geheimnisvollen Fremden. Entsetzt und ihres Traumes gedenkend, starrte sie ihm ins Gesicht, das ihr so bekannte Züge trug. „Ist er tot?“ fragte der Fremde nochmals.

„Nein, Herr!“ erwiderte einer der Fischer.

„Umso schlimmer für ihn!“ sprach der Fremde mit mitleidlosem und hartem Tone und schritt, ohne sich umzublicken, davon.

5. Lohende Flammen.

Tauatmend bedecken die Erde schweigend die Schatten der Nacht. Dunkel und einsam liegt das Landhaus, ein einziges Fenster ist matt erleuchtet. Traurig schimmert das winzige Licht durch die Finsternis. Unheimliche Stille herrscht in den schweigsamen Räumen, in welchen es am Morgen noch so heiter und lustig zugegangen war. Unten im Erdgeschoß, dort wo das kleine Licht matt durch die Scheiben bricht, liegen zwei leblose, kalte Gestalten. Das Auge gebrochen, das Haar noch feucht von dem Wasser, das sie mit seiner weichen Umarmung erstickte. Zwei Menschen, denen noch vor wenigen Stunden das Herz warm und frisch in Lebenswonne geschlagen hatte, sie liegen jetzt kalt und fühllos nebeneinander. „Tief und schwer ist der Schlummer der Toten.“

Das schwache Licht der Lampe, die zu Häupten der beiden brennt, wirft seinen flackernden Schein über die bleichen Gesichter der stillen Schläfer. Sie vergoldet das greise Haar des Großvaters, sie umstrahlt wie ein Heiligenschein die blonden Locken des Kindes. Im Hause brennt noch ein Licht, aber der schwere Vorhang des Fensters ist so dicht geschlossen, daß kein Strahl nach außen dringt. Das Licht brennt in einem der Eckzimmer des ersten Stockwerkes.

Dort liegt ein blasser Mann zwischen den Kissen eines Bettes. Sein Schlaf ist unruhig, fiebernd wirft er sich hin und her. Eine bleiche junge Frau sitzt neben dem Lager; sie hat die kleinen weißen Hände auf seine Stirn gelegt. Dann ist er ruhiger, sie weiß es.

Es ist Helene. Ihr Gesicht ist marmorblaß, ihre Augen sind gerötet, aber sie weint nicht, sie blickt stumm vor sich hin, fassungslos — klaglos.

Was hat dieser Tag nicht über sie gebracht, wie hat er begonnen, wie geendet! Sie konnte es nicht fassen, nicht begreifen. Ihr Leben war bisher ruhig und unbewegt gewesen, wie der Spiegel eines klaren Sees. Und nun kam das Unglück über sie, wie der Dieb in der Nacht, wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel, der plötzlich das gewohnte Gleichgewicht zerstörte, wie ein zündender Blitz, ein glühender Gottespfeil, der, die Wellen in brandendem Aufruhr zum Himmel schleudernd, die Ruhe vernichtete und das klare Wasser in einen blutigen Sumpf verwandelte. Dort unten lag ihr Vater, den sie zärtlich geliebt, auf der Totenbahre, neben ihm ihr erstes und einziges Kind. Sie selbst saß am Bett

ihrer Gatten, für den sie gern ihr eigenes Herzblut gegeben, der, eben erst von schwerer Krankheit genesen, schon wieder in den Kissen lag, mit kochendem Blut und fliegendem Atem.

Zwischen tauchte die räthelhafte Gestalt jenes Fremden, der dem geliebten Manne so seltsam glich, vor ihren Augen auf, tönten seine harten, mitleidslosen Worte in ihrem Ohre wieder.

Was hatte sein Erscheinen, was jene Worte zu bedeuten? sie wußte es nicht, sie konnte keine Erklärung finden, aber eine namenlose Angst schnürte ihr die Brust zusammen und drohte, ihr Herz zu erdrücken.

Hiller war ein wenig ruhiger geworden. Leise löste sie die Hände von seiner Stirn, mit einem bangen Blick schaute sie in sein blutleeres Antlitz, dann schritt sie lautlos aus dem Zimmer.

Sie ging die Treppe hinab. Dort vor der Thüre blieb sie einen Augenblick stehen, dann öffnete sie dieselbe und stand in dem Gemach, in dem Großvater und Enkel im Tod vereinigt ruhten.

Langsam, mit gefalteten Händen, schritt sie auf die Bahre zu. Im thränenlosen Jammer ruhte ihr Auge auf dem bleichen Gesichtchen des toten Lieblings; so stand sie stumm, bis der Schmerz, sie überwältigend, sich in einem Aufschrei löste. „Mein Kind, mein Kind!“ schrie sie auf, und die kleine Leiche mit beiden Armen umfassend, sank sie leblos über die Bahre hin. Schwer sank ihr Kopf nach vorn, und das rote Herzblut quoll aus ihrem Munde.

So wurde sie am andern Morgen leblos von den Bediensteten des Hauses gefunden.

Als man Hiller, der sich wieder erholt hatte, das Geschehene meldete, eilte er bestürzt zu seiner Frau und trug sie auf den Armen hinauf in sein Zimmer. Der schleunigst herbeigeholte Arzt konstatierte die Sprengung eines Blutgefäßes in der Brust; nichts Gefährliches, wie er sagte, ein paar Tage Ruhe und es ist wieder alles in Ordnung.

Ruhe! Hiller lächelte bitter bei den Worten des Arztes. Ruhe, ja Ruhe, die wäre das Beste für sie und ihn — aber die Ruhe für — ewig.

Als der Arzt gegangen, meldete der Diener, daß ein Herr Herrn Wismar zu sprechen wünschte.

Hiller runzelte die Stirn. „Wohl ein Kondolenzbesuch? Zudringliche Neugier. Die Leute sollen einen in Ruhe lassen.“ Er wandte sich unwillig zum Fenster.

„Soll ich den Herrn abweisen?“ fragte der Diener.

Hiller gab nicht sogleich Antwort.

„Wie sieht er denn aus?“ fragte er nach einer Pause.

„Sehr fein,“ antwortete der Gefragte. „Er sieht dem gnädigen Herrn außerordentlich ähnlich.“

„Wir?“ Hiller fuhr herum und starrte dem Diener entsetzt ins Gesicht. Dann besann er sich, und sich wieder dem Fenster zuwendend, sagte er über die Schulter weg: „Ich lasse bitten.“

Gleich darauf trat Wismar ins Zimmer.

Hiller warf ihm einen finstern Blick zu.

„Sorgen Sie, daß uns niemand stört!“ rief er dem Diener zu, der die Thüre hinter dem Eingetretenen schloß.

„Wir sind allein,“ sagte Hiller, sich hoch aufrichtend.

„Was wünschen Sie?“

„Das müßten Sie doch wissen,“ antwortete der Gefragte; „vorläufig will ich —“

„Verzweiflung in das Haus der Trauer tragen!“ ergänzte Hiller den Satz.

„Nun also, da Sie es wissen.“ Wismar zuckte die Achseln und zog die Stirn hoch.

„Sie scheinen an diesem Henkeramt Vergnügen zu finden?“ sagte Hiller verächtlich.

„Es gewährt mir wenigstens Genugthuung, da ich dasselbe einem wirklichen Mordmörder gegenüber ausüben darf,“ gab der andere in demselben Ton zurück.

„Kommen wir zu Ende,“ sagte Hiller. „Ihr erbarmungsloses Vorgehen, der traurige Mut, den Sie gezeigt, indem Sie den heutigen Tag benutzen, mich zu zwingen, meine arme, tiefgebeugte Gattin völlig zu zerschmettern, veranlaßt mich zur völligen Aenderung meines Planes Ihnen gegenüber. So hören Sie denn. Sie sollen Ihr Spiel nur halb gewinnen; ich werde meiner Frau meine ganze Schuld gestehen, aber ich werde gleichzeitig die Behörden von dem gemeinschaftlich ausgeführten Betrug benachrichtigen!“

„Warum das?“ fragte Wismar. „Sie sollten doch die Aufmerksamkeit der Behörden so sehr wie möglich vermeiden!“

„Was frage ich heute danach, was geschieht und geschehen kann!“ rief Hiller ausbrechend. „Ich bin so namenlos unglücklich, daß ich nach nichts mehr frage.“

„Unglücklich durch eigene Schuld.“

„Unglücklich durch Sie!“ schrie Hiller auf, „denn Sie sind der Urheber meines Unglücks. Warum be-

stachen Sie mich mit Ihrem verfluchten Geld? Glauben Sie, daß dies für mich nicht strafmildernd ins Gewicht fällt; und glauben Sie, daß ich Sie schonen werde? O nein, ich werde den Richtern Ihre Scheußlichkeit enthüllen, das Raffinement, mit welchem Sie den armen, hungernden Teufel in Ihre Neze lockten, die nichts-würdigen Mittel, die Sie, der Reiche, anwendeten, den Armen zu verführen, ein williges Werkzeug Ihrer Schurkerei zu werden —“

„Genug,“ unterbrach ihn Wismar. „Thun Sie, was Sie wollen. Ich frage nach nichts, nach gar nichts; ich verlange, daß der Komödie ein Ende gemacht wird, und zwar bald. Zeigen Sie meinerwegen unsern Betrug an, aber Sie werden dann nicht verlangen, daß ich schweige. Der Mordversuch am Tulpenstein —“

„Bah!“ rief Hiller, „es soll Ihnen schwer werden, denselben zu beweisen.“

Wismar erwiderte nichts; er sah dem vor ihm Stehenden starr ins Gesicht und sagte dann langsam und nachdrücklich: „Und der angebohrte Kahn?“

Entsetzt starrte Hiller dem Sprechenden ins Antlitz; jähe Röthe wechselte mit einer fahlen Blässe auf seinem Gesicht, er schwankte und mußte sich an einem Sessel halten, um nicht umzusinken.

Spöttisch lächelnd beobachtete Wismar die Wirkung seiner Worte. „Sie sehen, ich weiß alles; geben Sie das Spiel auf, Sie haben es verloren.“

Noch einmal raffte sich Hiller auf. „Ich weiß nicht, was Ihre Worte betreffs eines angebohrten Kahnes bedeuten sollen,“ erwiderte er; „aber ich sehe ein, daß

wir zu Ende kommen müssen. Lassen Sie mich meine Toten begraben, bis dahin werden Sie einem armen, gequälten Weibe wohl den einzigen Trost, den sie noch auf der Welt hat, gönnen."

"Und Ihnen Zeit lassen, einen dritten Mordanschlag auf mich auszudenken," ergänzte Wismar. "Sei es darum," fuhr er fort, da ein Blick auf Hillers gebrochene Haltung ihm wohl zeigen mochte, daß er nichts mehr zu befürchten habe; "ich werde warten, aber nur bis zum Tage nach dem Begräbnis. Erfüllen Sie dann nicht, was Sie versprochen, werde ich selbst Ihrer Frau die nötigen Aufklärungen, die sie nun einmal haben muß, geben. Haben Sie mich verstanden?"

Lautlos senkte Hiller den Kopf.

"Um Sie besser überwachen zu können, denn ganz traue ich Ihnen noch immer nicht, werde ich meine Wohnung hier nebenan in einem der neuerbauten Hotels nehmen. Und noch eins, ich brauche Geld, aber glauben Sie nicht, mich mit ein paar tausend Mark abspeisen zu können, ich verlange Auszahlung des mir zukommenden Vermögens."

"Ich habe Ihr Erbteil, die Summe, die mir von Ihren Brüdern übersendet wurde, für Sie deponiert," erwiderte Hiller. "Warten Sie einen Augenblick, ich werde Ihnen den Depotschein übergeben. Sie können die Summe jederzeit erheben."

Er eilte in sein Zimmer, entnahm dem eisernen Geldschrank das Papier und brachte es Wismar.

Dieser prüfte den Schein sorgfältig, dann steckte er ihn in die Tasche seines Rockes.

„Dies also wäre geordnet,“ sagte er. „Sehen Sie, wie Sie mit dem anderen zurecht kommen; Sie haben drei Tage Zeit, aber versuchen Sie keine neuen Winkelzüge. Gegen den Mann, der zweimal den Versuch gemacht, mich zu ermorden, kenne ich keine Rücksicht, auch nicht die kleinste. Merken Sie sich das und hüten Sie sich.“

Er verließ das Zimmer, die Thüre krachend ins Schloß werfend.

Hiller brach zusammen; er ließ sich schwer in ein Fauteuil sinken und stützte aufstöhnend den Kopf in die Hände. Ja, er hatte das Spiel verloren. Das Glück begünstigte seinen Gegner, und was er gegen ihn unternahm, traf nur ihn selbst oder die Seinen.

* * *

Die Toten waren zur Erde bestattet. Zahllos war die Menge gewesen, welche den Särgen gefolgt. Das traurige Schicksal der Dahingegangenen hatte eine allgemeine, echte und aufrichtige Theilnahme erweckt, und tiefes Mitleid für die Hinterbliebenen hervorgerufen.

Still und einsam lag das Landhaus im Abenddunkel.

Helene saß im Parterrezimmer am Fenster und schaute mit thränenfeuchten Augen und zuckenden Lippen auf den See, der ihr ganzes Lebensglück in seinen Wellen verschlungen. Zuweilen hörte sie auch auf die unstillen Schritte ihres Gatten, welcher in dem Zimmer des Oberstockes rastlos auf und abschritt.

Rastlos, ja — die Stunde war da, — die Stunde, in der er vor den Richter treten mußte, dessen Urtheil er auf der Welt am meisten fürchtete. Die Stunde, in

der er sein Urtheil empfangen sollte, in der er alles ab-
büßen mußte, was er gesündigt und verbrochen. Aber
merkwürdig, je näher diese Stunde rückte, die Stunde,
vor der er gezittert, lange Jahre gezittert, als es nur
eine geringere Schuld zu beichten gab, jetzt schnte er sie
herbei, die Sündenlast war zu schwer geworden, er konnte
sie nicht mehr allein tragen. Ein unendliches Verlangen
nach Buße und Sühnung überkam ihn. Nur dunkel
wollte er es werden lassen, denn er fürchtete eins,
Helenens Blick; nicht daß er vor seiner Strenge ge-
zittert hätte, aber er fürchtete, wenn sie ihn anschauen
würde, mit den Augen, die er so sehr liebte, dann würde
ihm der Mut vergehen, alles zu sagen; und er wollte
alles — alles beichten, wollte nichts verschweigen.

Die Abendshatten legten sich dunkel auf Gebirge und
Wasser, als er hinabschritt und das fast finstere Zimmer
betrat.

Noch immer blickte Helene gramverloren über die
in der Dunkelheit leise glitzernden Wellen.

Als ihr Gatte eintrat, hob sie leise den Kopf.
„Warum läßt Du mich allein, Benno, heute?“ sagte
sie klagend, „ich bin so unglücklich!“

„Weil ich Dich noch unglücklicher machen muß,“
entgegnete er, „deshalb zögerte ich, zu kommen!“

Sie antwortete nicht, ihr Auge suchte die Dunkelheit
zu durchdringen, um in seinen Zügen zu lesen. Was
sollten diese Worte bedeuten? „Ich werde Licht bringen
lassen!“ sagte sie bekommen.

„Nein, laß!“ antwortete er, „wenn ich Licht sehe,
finde ich nicht den Mut, Dir meine Schuld zu beichten,

es muß dunkel um mich sein, dunkel wie in meinem Innern!"

Er sank schwer aufs Knie, seinen Kopf in ihrem Schoß bettend. Sie faltete die Hände auf der Brust und blickte angstvoll vor sich hin.

„Helene,“ fuhr er fort, „es war an einem Abend vor wenig kurzen Tagen an einem wunderschönen Abend, wir gingen zusammen durch die Fluren und sprachen von Welt und Schöpfung. Erinnerst Du Dich?“ Sie schüttelte leise den Kopf.

Er spürte die Bewegung, wenn er sie auch nicht sehen konnte.

„Ach nein,“ sagte er, „ich irre mich, es war nicht in den letzten Tagen, es sind schon Wochen her, es war noch vor meiner Krankheit, ehe ich nach Ilmenau — nach Prag reiste — gleichviel, wir sprachen über die Schönheit der Natur und ich sagte Dir, daß all der Glanz und die Pracht nur Sinnestäuschung sei, Schein und Lüge. Du aber sagtest, daß Deine Welt Dein Haus sei, Dein Kind, Dein Gatte und Dein Vater, und daß in dieser Welt kein Schein herrsche, sondern Licht und Klarheit. Helene, ich kann Dir den Schmerz nicht ersparen, Du warst von einem grausamen Irrtum befangen, als Du das sagtest: der Grund Deiner Welt war Lüge.

„Benno!“ sagte Helene leise, „was ängstigt Du mich. Wenn etwas auf Deiner Seele lastet, sprich, brich das lange Schweigen, was Dich schon seit Jahren drückt. Du weißt, daß ich es bemerkt habe, daß etwas auf Deiner Seele lastet, und wenn ich nicht in Dich gedrungen,

mir Dein Herz auszuschütten, war es nicht die Furcht, Mitwisslerin von etwas zu werden, was vielleicht das Herz einer Frau erschreckt, sondern ein gewisser Stolz, der mir verbot, nach etwas zu forschen, was Du mir vorenthalten wolltest. Aber nun die Stunde gekommen, nun Du Dich entschlossen, zu sprechen, segne ich den Augenblick und den Umstand, der Dich veranlaßt, mich zu würdigen, die Hälfte Deiner großen Sorge zu tragen. Sprich, Benno; was es auch sei, ich werde versuchen, Dich zu verstehen!"

Er drückte krampfhaft ihre Hände, dann hob er den Kopf ein wenig und sagte: „Nenne mich nicht Benno, ich heiße nicht so!"

Als sie darauf schwieg, begann er stockend die Erzählung seines Zusammentreffens mit Wismar, ihre Verabredung, seine Reise nach Kassel, sein Schwanken, Wismars Verurteilung und wie es gekommen, daß er bis jetzt geblieben. Er hatte nichts verschwiegen, nichts beschönigt, mit klaren Worten hatte er seine Schuld eingestanden, aber freilich betont, daß er von dem Augenblick, da er sie gesehen, nicht mehr Herr seiner Handlungen gewesen sei. Hier habe die Liebe einen Strich durch den ganzen Schurkenplan gemacht, seine Liebe zu ihr — und was auch schlecht an ihm sei, dies Gefühl sei lauter und rein gewesen vom ersten Augenblick. Er schilderte weiter die Jahre, an ihrer Seite verlebt, beglückt durch ihre Liebe, aber in steter namenloser Angst vor Entdeckung und Verrat. Lange hatte er gesprochen und noch war er nicht zu Ende. Aber er fand nicht den Mut, fortzufahren, blieb doch noch das Schlimmste zu gestehen.

Mit stockendem Aem und hochklopfendem Herzen hatte Helene zugehört, und jetzt, als sie erfahren, wie schamlos sie durch den Mann betrogen worden war, der ihr bisher als ein Ideal aller Männlichkeit, aller Ehrenhaftigkeit und Rechtlichkeit erschienen war, da zuckte es wohl um ihre Lippen, krampfte sich wohl ihr Herz zusammen, aber kein Wort des Vorwurfs, kein Laut einer Klage kam über ihre Lippen. Sie hob seinen Kopf, der auf ihren Schoß gesunken war, leise empor und fragte mit stockender thränenzitternder Stimme: „Und was gedenkest Du nun zu thun?“

„Was ich schon längst hätte thun müssen,“ gab er tonlos zurück, „ich muß Dich verlassen!“

„Verlassen!“ wiederholte sie leise und in demselben Ton. „So hast Du mich nie geliebt!“

„Helene!“ Hiller durchschauerte es bis ins tiefste Mark, die Liebe Helenens traf ihn härter als ihn ihr Zorn, ihre Verachtung hätte treffen können. Er hatte gewünscht, gefürchtet und gehofft, daß sie ihn von sich stoßen würde, und nun? Er schloß sie fest in seine Arme.

„Ich habe Dich geliebt, Helene!“ rief er, „mehr als mein Leben! mehr als die Erde, das Licht der Sonne! so liebe ich Dich noch jetzt, so werde ich Dich lieben bis an das Ende meiner Tage! aber ich muß Dich verlassen, Helene, ich muß, ich muß!“

Helene war aufgestanden und hatte ihre Hand auf seinen Kopf gelegt.

„Du bist mein Gatte!“ sagte sie mit leiser aber fester Stimme. „Du hast vor Gott und den Menschen geschworen, bei mir zu bleiben in Freud und Leid, bis

daß der Tod uns beide scheidet! Was früher war, kümmert mich nicht, auch nicht Dein Name, Deine Heimat. Ich liebe nicht den Benno Wismar, der mir von meinem Vater bestimmt war, ich liebe Dich und ich habe mich überzeugt, daß Du diese Liebe verdienst. Du bist durch ein Verbrechen, einen Betrug zu all dem gelangt, was Du jetzt Dein eigen nennst, das ist freilich schlimm, es ist furchtbar! Aber seit jener Zeit sind sechs Jahre vergangen, sechs Jahre, die Du an meiner Seite verlebt hast, sechs Jahre, seit welcher Zeit ich alle Deine Handlungen, Deine Gedanken kenne, und wenn jemand durch Lauterkeit seiner Ansichten, Gerechtigkeitsgefühl und Edelmut eine schlechte Handlung sühnen kann, so hast Du gesühnt und ausgelöscht! Was kümmert mich Dein Name, ich liebe Dich und ich lasse Dich nicht!"

Hiller war aufgesprungen, leidenschaftlich schlang sie ihren Arm um seinen Nacken und klammerte sich fest an ihn.

"Helene!" schrie er auf und versuchte sanft sich loszumachen, „Deine Liebe trifft mich schärfer als Dein Haß es könnte! Wir müssen scheiden! frag' nicht weiter, es muß sein!"

"Es muß nicht sein!" erwiderte sie, „laß jenen Fremden kommen und seine Ansprüche erheben, laß Dich nach dem Landesgesetz strafen — aber der Eid, den Du mir geschworen, bleibt für ewige Zeiten! ich lasse Dich nicht, ich halte Dich fest zu Deinem, zu meinem Glück!"

Mit fliegendem Atem folgte er ihren Worten; als sie geendet, schlug er die Hände vors Gesicht.

"Helene!" sagte er mit leiser, zitternder Stimme,

„höre mich zu Ende, ehe Du auf Deinem Willen beharrst, höre mich zu Ende, und Du wirst mich von Dir stoßen, wirst Dich schauernd von mir abwenden! O wie glücklich, wie namenlos glücklich würde es mich machen, wenn ich Deine reine Liebe verdiente, wenn ich wert wäre, auch nur den Saum Deines Gewandes berühren zu dürfen, aber ich bin es nicht, ich bin so schlecht, so maßlos verworfen, daß nur etwas meine Schuld zu sühnen imstande ist, der Tod. Aber ich mag nicht in den Tod gehen als Lügner, ich will nicht durch Betrug und Täuschung mir das Mitleid, die Teilnahme des edelsten, reinsten Wesens erschwindeln, ich mag Dich nicht länger betrügen, ich will mein Recht! ich will meine Strafe! ich will, daß Du mich verachtest! ich will es, um mir einen letzten Rest von Achtung zu verdienen, den Dir vielleicht einst das Bewußtsein aufnötigt, einmal war er doch ehrlich, einmal, wenn auch zu spät für mich, war er doch wahr!“

Er stöhnte tief auf und die Thränen echter ungekünstelter Reue rannen über sein bleiches Antlitz. Helene war in den Sessel gesunken, in dem sie vorhin geseßen, und blickte ihn angstvoll und zitternd an.

„Helene,“ fuhr er etwas ruhiger fort, „Du rühmtest vorhin mein Leben an Deiner Seite, meine Wahrheitsliebe, meinen Gerechtigkeits Sinn in der Zeit unserer Ehe. Ja, ich habe mich streng bemüht, Recht zu thun und Unrecht zu meiden, ich habe versucht, wahr zu sein, und es ist mir auch zuweilen gelungen, meine Vorsätze auszuführen. Ich war in allen Dingen ein Ehrenmann, nur in dem einen nicht, ich dachte in allen Sachen ehrlich,

und in der einen sann ich auf Mord! — Auf Mord!“ stöhnte er, als er dem entsetzten Blick Helenens begegnete. „Nie! nie in der ganzen Zeit des Glückes hat mich der Gedanke verlassen, dieses Glück durch Blut zu befestigen. In den Nächten, in denen ich an Deiner Seite lag, habe ich darüber nachgedacht, wie ich einen Menschen töte und wie ich es einrichte, daß dieser Mord unentdeckt bleibt, ich der Ehrenmann, ich der Schuft ohne Treu und Glauben, ich der Mörder, der ins Zuchthaus gehört, denn ich habe den Gedanken zur That gemacht, ich habe gemordet! habe vorsätzlich mit ruhigem Blut mein Opfer in eine Falle gelockt und niedergestreckt. Ja noch mehr, nachdem jener Mann, mein Schuldgenosse bei dem Betrüge an Deinem Glück, wie durch ein Wunder meiner Mörderhand entgangen, habe ich — nein! nein!“ schrie er auf, „ich kann nicht weitersprechen, ich kann das nicht sagen, das Furchtbare, das Entsetzliche, ich kann es nicht!“ Er sank in die Knie, einen Augenblick schien es, als wolle er sein Haupt in den Schoß seines Weibes betten, als er aber mit der Hand ihr Kleid streifte, zuckte er zusammen und kroch fort bis zu einem Stuhl, auf dessen Sitz er seinen Kopf lehnte.

Totenstille herrschte in dem dunklen Gemach, nur durch das leise Stöhnen Hillers unterbrochen. Endlich erhob er sich wieder. Ein Laut, der dem Winseln eines Hundes glich, entrang sich seiner Kehle, er streckte die Hände gegen sein Weib aus, dessen blaßes Gesicht durch das Dunkel leuchtete, heiser und rauh fuhr er fort: „Ich muß dennoch zu Ende kommen, ich muß die Last von der Seele haben, ich darf Dir nichts verschweigen,

darf nichts beschönigen. Helene, ich bin — ich habe ein zweites Mal versucht, diesen Mann zu töten — ich habe den Kahn angebohrt, auf dem er fahren sollte, und —“

Helene war mit einem jähen Ruck emporgefahren.

„Nein!“ rief sie, „nein!“ sie streckte wie beschwörend die Hände nach ihm aus.

„Dein Sohn! — Dein Vater!“ stieß er hervor, „ich bin ihr Mörder.“

Helene hob die Arme zum Himmel. „Barmherzigkeit! Barmherzigkeit!“ rief sie aus. „Gott! Gott, womit habe ich das verdient!“

Sie breitete die Arme aus und taumelte einen Schritt nach vorn, als er sie aber stützen wollte, schauderte sie vor seiner Berührung zurück und lehnte sich an die Kante des Tisches.

Dort stand sie zitternd, bebend, unfähig ein Wort hervorzubringen, bis ihr die Kräfte versagten und sie langsam zu Boden glitt.

Er wagte nicht, sich der Niedergesunkenen zu nähern, gesenkten Hauptes stand er in der Mitte des Zimmers.

Minute auf Minute verrann, kein Laut unterbrach die tiefe Stille.

Ein heller Schein drang plötzlich durch die unverhüllten Fenster, rasch nahm derselbe zu, das Zimmer mit einem unstäten flackernden Licht erhellend.

Helene fuhr auf — sie sah irr in dem Gemache umher — sie strich sich, wie aus einem Traum erwachend, mit der Hand über Stirn und Augen.

„Ist es Morgen?“ fragte sie, wie aus dem Schlaf auffahrend.

Hiller schüttelte mit dem Kopfe.

Helene raffte sich auf.

„Ich glaubte, ich hätte geträumt!“ sagte sie. „Gott ist nicht so barmherzig!“ sie preßte beide Hände gegen die Stirn und blickte starr vor sich nieder.

Das rote Licht, welches das Zimmer erfüllte, nahm mehr und mehr zu, jetzt wurden Hilferufe laut, erst leise, dann gellend und angsterfüllt.

„Feuer!“ sagte Hiller, ohne sich zu rühren.

Lauter und lauter wurde das Hilfesgeschrei.

Jetzt hörte man Menschen an den Fenstern vorbeilaufen. In einem entfernten Dorf wurde die Sturmglocke gezogen.

„Es sind Menschen in Gefahr!“ fuhr Helene auf, „geh! hilf!“

Hiller trat aus Fenster. „Ich wollte, dies Haus brenne und die Flammen schlägen über meinem Haupte zusammen!“ murmelte er.

„Hilfe! Hilfe!“ gellte es von vielen Stimmen laut und vernehmlich.

Helene richtete sich auf. „Komm,“ rief sie, „es ist feige, im eigenen Leid andere in der Gefahr zu verlassen!“

Sie schritt hinaus, Hiller folgte ihr.

Ein neuerbautes Hotel in der Nähe des Landhauses stand in hellen Flammen, das Feuer hatte das leichtgebaute Gebäude schnell ergriffen.

Treppen und Gänge brannten bereits, die entsetzten Gäste, denen der Weg über die Treppe abgeschnitten war, riefen aus den Fenstern um Hilfe.

Wie ein Pfeil flog Hiller, durch die Worte Helenens angespornt, der Unglückstätte zu. Wenige Menschen erst waren zum Rettungswerk erschienen und die meisten eilten kopflos und unthätig von einer Stelle zur anderen.

Mit Hillers Ankunft änderte sich die Situation. Er traf sofort Anstalten zur Rettung der Gefährdeten. Zuerst ließ er Betten und Decken unter die Fenster legen, die der Gefahr am nächsten, er schickte nach Leitern, die im Landhaus lagen, und als diese kamen, war er selbst der Erste oben und trug Frauen und Kinder hinab. Jeder fügte sich willig seinen Anordnungen, und so gelang es ihm in verhältnismäßig kurzer Zeit, das Rettungswerk zu beenden. Als Letzter stieg er aus dem, jetzt ganz in Flammen stehenden Gebäude die brennende Leiter hinab, um unten erschöpft dem Nächsten in die Arme zu sinken. Sein Haar war verjengt, seine Kleider brannten, aus einer Wunde an der Hand rieselte das Blut. So wurde er zu Helene geführt, die von fern stand und seiner Rettungsarbeit mit einem ganz eigenen Gesichtsausdruck folgte.

Er wagte nicht sie anzusehen oder das Wort an sie zu richten, unwillig wehrte er die Geretteten ab, die sich um ihn drängten und ihm für die Rettung ihres Lebens dankten, mit Recht dankten, denn sie wären vermutlich ohne sein rasches, thatkräftiges Handeln verloren gewesen.

„Sind alle gerettet?“ fragte Helene leise.

„Alle!“ wollte er eben antworten, da erschallten von neuem laute Hilferufe und ein Mann, mit bereits brennenden Kleidern, erschien an einem der Fenster des obersten Stockwerks.

Hiller sah hinauf. Sein Blut gefror zu Eis, er sah Helene an. „Wismar!“ unhörbar zitterte der Name von seinen Lippen.

Helene hatte ihn verstanden, sie verstand auch seinen Blick, sie las in demselben: Es ist mein Feind, der da oben steht; wenn er umkommt, bin ich gerettet; wenn er nicht mehr ist, kann ich ein neues Leben beginnen an Deiner Seite — das Schicksal ist mit mir — sein Tod ist nicht meine Schuld, ich morde ihn nicht, wenn ich ihn nicht rette.

Klar, als habe er zu ihr gesprochen, las Helene den Gedanken in seinem raschen Blick. In ihren Augen sprühte es zornig auf und ihr Blick erwiderte: Ist das Deine Buße und Reue? Kaum daß eine bessere Regung in Deiner Seele Dich zum Bekenntnisse der Wahrheit veranlaßt, willst Du jetzt Vorteil aus dem Tode Deines Gegners ziehen? Auf! Hinauf, und rette den vom sichern Tode, den Du zweimal töten gewollt.

Nur eine kurze Sekunde hatte diese Augenzwiesprache gedauert.

Auch Hiller verstand sofort Helenens Blick.

„Bindet zwei Leitern zusammen!“ rief er.

Man bestürmte ihn von allen Seiten, von dem Rettungswerk abzustehen, er gehe in den sicheren Tod.

Er weigerte sich, er legte selbst Hand an, die Leitern festzumachen und aufzurichten.

Man rief Wismar von allen Seiten zu, herabzuspringen, aber er fand den Mut nicht, den Sprung zu wagen, trotzdem er dem Feuertode verfallen war, wenn Hiller auch nur eine Minute verjäumte.

Das sah dieser auch ein; so schnell als es seine Kräfte erlaubten, eilte er die Leiter hinauf. Zwei beherzte Männer folgten ihm, blieben aber auf halbem Wege stehen, da die Leiter bereits oben bis zur zehnten Sprosse herab in Flammen stand.

Mutig kletterte Hiller weiter, die brennenden Leiter-sprossen gaben unter seinen Füßen nach und brachen, er stieg höher und stand bald oben, neben dem Mann, um dessentwillen er sein Leben gewagt, neben seinem Todfeind. Wismar starrte ihn entsetzt an.

„Was wollen Sie?“ stammelte er, „wollen Sie mich töten?“

„Retten will ich Sie!“ gab Hiller zurück. Dabei versuchte er, sich die Situation klar zu machen. Der Rückweg über die Leiter war unmöglich, das ausge-trocknete Holzgerät stand in hellen Flammen, es blieb nur ein Ausweg, Wismar, der nicht springen wollte, an dem mitgebrachten Seil herabzulassen. Er schlang deshalb das Ende des Strickes um Wismars Leib.

Dieser leistete keinen Widerstand. „Retten, retten!“ wiederholte er mechanisch, „Sie mich — und um Sie desto sicherer in der Gewalt zu haben, bin ich gestern erst hierher in dieses Hotel gezogen; retten Sie mich? — wunderbar!“

Trotzdem Hiller merkte, daß die Gedanken Wismars sich zu verwirren begangen, antwortete er doch: „Ja, ich will Sie retten, danken Sie es einem Engel, danken Sie es meinem Weibe!“

Er gab ihm das Seil in die Hand, und da sich Wismar noch immer weigerte zu springen, stieß er ihn hinab.

Die Menge unten, die mit fieberhafter Aufregung dem Vorgang gefolgt, brach in lautes Beifallsgeschrei aus, als Wismar schnell und sicher zur Erde glitt. Hundert Arme streckten sich ihm entgegen, als er dem Erdboden nahe kam, und wie im Triumph trug man den ohnmächtig Gewordenen zum nahen Brunnen. Niemand achtete auf Hiller, der auf dem brennenden Balken stand und hinunterspähte. Er rief ein paar Worte hinab, aber nur Helene achtete auf sein Thun und diese stand zu entfernt, um seine Worte zu verstehen. In fliegender Hast eilte sie näher, laut um Hilfe für den Bedrängten rufend. Als aber die Menge sich endlich des Retters erinnerte und Hilfe herbeieilte, war dieser bereits herabgesprungen und lag bewußtlos neben dem brennenden Hause.

Schnell war nun wieder ihm die ganze Aufmerksamkeit zugewendet. Man hob ihn auf und hundert Hände streckten sich aus, ihn nach dem Landhause zu tragen, die übrigen folgten voll Teilnahme entblößten Hauptes dem traurigen Zuge.

Hiller hatte furchtbare Brandwunden davongetragen, außerdem klappten zwei tiefe Wunden an der Stirn und der Hand.

Man trug ihn in sein Zimmer im Oberstock der Villa. Dort legte ein Arzt den ersten Verband an. Seit man ihn aufgehoben, war er nicht mehr zur Besinnung gekommen. Helene saß wachend an seinem Lager und horchte auf seine unruhigen Atemzüge. Der Arzt hatte auf ihre Frage, ob er wohl nochmals zur Besinnung kommen werde, ein recht ernstes Gesicht gemacht und

war mit den Worten „Hoffen wir das beste,“ gegangen. — Nun saß sie wieder allein bei ihm, wie erst vor kurzem so manche lange Nacht, aber sie hatte die Hand nicht auf seine Stirn gelegt wie einst, — sie blickte ihn auch nicht mehr mit jenem Ausdruck überschwenglicher Zärtlichkeit an, wie ehemals, ihre Augen ruhten auf dem Kranken mit dem Ausdruck banger Sorge, mit dem Ausdruck, mit dem eine Mutter auf den verlorenen Sohn blickt, der ihr krank und siech ins Haus getragen wird.

Trotz der furchtbaren Schmerzen, die Hiller zu erdulden haben mußte, war sein Schlaf ruhig, nur sein Atem ging stoßweise und unregelmäßig.

„O Gott, noch einmal laß ihn erwachen, noch einmal, daß ich ihm sagen kann, daß ich ihm verzeihen!“ betete Helene. Ihr Gebet wurde erhört — es war gegen neun, als der Kranke die Augen aufschlug. Er wollte sich aufrichten, aber sank sofort wieder mit einem dumpfen Wehschrei in die Kissen zurück.

„Leidest Du?“ fragte Helene seine Hand ergreifend.

Er nickte, dann hob er den Kopf und sagte: „Ich war bei einem Feuer — gelt?“

„Ja!“ antwortete Helene.

„Und habe ihn — den, Du weißt schon wen, gerettet — nicht?“

„Du hast viele gerettet,“ antwortete Helene sanft, „auch ihn — den Du meinst.“

„Muß ich jetzt sterben?“ fragte er nach einer Pause matt.

„Wie Gott will!“ sagte Helene leise und wandte den Kopf ab

Er seufzte nicht mehr, er tastete nach ihrer Hand und nahm sie zwischen seine fiebernden Finger.

„Das ist gut so!“ sagte er. „Ich sterbe gern, denn dem Sterbenden vergiebt man eher. — Helene, glaubst Du dem Sterbenden vergeben zu können?“

Helene sank laut aufschluchzend neben dem Bett in die Knie.

„Ich hätte auch dem Lebenden verziehen!“ sagte sie weinend.

„Helene — Helene“ — er versuchte sich aufzurichten, sank aber wieder mit einem Schmerzensschrei zurück.

„Helene, Du kannst mir vergeben?“ murmelte er. „Gott segne Dich! Gott gebe Dir Kraft, diese Verzeihung auch ernst zu meinen und zu halten. O Helene, ich bin sehr glücklich!“

„Benno! Benno!“ schluchzte Helene auf.

„Nenne mich nicht Benno!“ sagte er, „dieser Name gebührt mir nicht, er erinnert mich an meine Schlechtigkeit, er mahnt mich, daß ich Deine Güte, Deine Liebe, Deine Verzeihung nicht verdiene!“ Er machte eine Pause und sank erschöpft zurück. Dann nach einer Weile sagte er: „Wenn ich nicht verdiene, daß Du mir vergiebst, dann will ich Deiner Verzeihung nur umso froher sein, denn dann verdanke ich alles, was mein Leben an Glück kannte, Dir, nur Dir allein!“

Er richtete sich plötzlich auf. „Ich sterbe!“ sagte er. „Helene, Gott segne Dich, ich danke Dir für Deine Treue! Deine Liebe! für das Glück, daß Du mir gewährst, Dich bis zu diesem Augenblick lieben zu dürfen.“ — Dann sank er zurück und war tot.

Helene drückte ihm die Augen zu, dann saß sie mit gefalteten Händen vor dem Lager des Toten und blickte unverwandt in das kalte, stille Totenantlitz, während Thräne auf Thräne langsam über ihre bleichen, harmverzehrten Wangen rollte.

„Gott hat es in seiner Gnade erlaubt, daß ich ihm vergeben durfte,“ stammelte sie mit zuckenden Lippen, dann sank sie neben dem Lager in die Knie, die Stirn auf die Hand des Toten geneigt.

In dieser Stellung wurde sie nach einigen Stunden noch gesehen. Von den Dienstleuten wagte es keiner, sie zu stören, und erst der Arzt, den man herbeigerufen, betrat das Zimmer, in dem der Tote ruhte.

Es war derselbe Arzt, der Hiller am Morgen den Verband angelegt. Theilnehmend blickte er auf das Antlitz des Verstorbenen und nickte leise, als wollte er sagen, „ich hab's ja gewußt.“ Dann trat er an Helene heran und sagte leise: „Wer so stirbt, wie Ihr Herr Gemahl, den dürfen wir nicht beklagen, den müssen wir beneiden, wir Männer. Gegen die That Ihres Gatten erblickt die tapferste Heldenthat des Soldaten im Kriege! Freilich ist Ihr Verlust unerseßlich und Ihr Schmerz nur zu natürlich — dennoch — meine Pflicht als Arzt gebietet mir, Sie zu erinnern, an sich selbst zu denken —“ Er machte eine Pause, als wollte er die Wirkung seiner Worte abwarten. Helene rührte sich nicht.

Der Arzt trat einen Schritt näher. „Gnädige Frau,“ sagte er, „ich bitte Sie im Namen des Toten, gönnen Sie sich ein wenig Ruhe, es gilt, Kraft zu sammeln für viele schmerzliche Tage!“ Er beugte sich nieder und

versuchte, die Kniende aufzurichten. Sie gab noch immer keine Antwort, aber sie leistete keinen Widerstand; willig erhob sie sich.

Der Arzt wollte noch mehr Worte des Trostes an sie richten; als sie ihm aber ihr Antlitz zuwendete, verstummte er und fuhr entsetzt zurück — er blickte in das Auge einer Irren. Aber nur einen Augenblick dauerte der Ausdruck des Schreckens und Entsetzens, der seine Gesichtszüge versteinerte; bald spielte ein wehmütig zufriedener Zug um seinen Mund, und leise flüsterten seine Lippen: „Gott hat Barmherzigkeit geübt; wie hätte sie's auch tragen sollen, die Arme!“

Sanft führte er sie aus dem Zimmer, die Treppe hinab. Willenlos folgte sie ihrem Führer.

Als beide die halbe Treppe hinabgestiegen waren, öffnete sich plötzlich die Hausthür, und Wismar erschien auf der Schwelle. Er kam, sich nach dem Befinden Hillers zu erkundigen, er kam versöhnlichen Geistes; das Bewußtsein, Hiller sein Leben zu verdanken, hatte alle Rachepläne in seiner Brust erstickt und seine besseren Gefühle Oberhand gewinnen lassen; er kam, Hiller die Hand zum Frieden zu bieten, ihm zu sagen, daß er auf seinen Vorschlag, alles beim alten zu belassen, eingehe.

Er kam zu spät. Als Helene ihn erblickte, zog etwas wie ein sonniges Lächeln über ihr Gesicht; dann aber wendete sie den Kopf weg und schauderte zusammen.

Wismar wendete sich an den Arzt.

„Wie geht es dem Kranken?“ sagte er, das Aussprechen eines Namens vermeidend.

„Herr Wismar ist tot,“ antwortete der Arzt.

„Tot?“ wiederholte Wismar schauernd, „tot!“

In diesem Augenblick richtete Helene ihr Auge wieder auf ihn, und in dem Blick, mit dem sie ihn ansah, lag ein solcher Ausdruck des stummen Vorwurfs, der Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit, daß Wismar bebend zurücktaumelte, und von den Furien des bösen Gewissens gejagt, floh er entsetzt davon. Niemand hat je wieder von ihm gehört.

Die sterblichen Ueberreste Hillers wurden unter dem Andrang einer vieltausendköpfigen Menge feierlich bestattet. Nicht genug Worte des Lobes konnte der Priester finden, den Verstorbenen zu feiern, der sein Leben hingegeben, um das anderer zu retten. Nah und fern läuteten die Glocken, ihn zu ehren; die Spitzen der Behörden folgten als Leidtragende dem Zuge, der Sarg verschwand unter Kränzen, Blumen und Schleifen. Wer ahnte unter den Tausenden, die sich um die Gruft drängten, wohl, daß hier ein Sünder zur Erde bestattet wurde, kaum wert des ungesegneten Grabes an der Kirchhofsecke.

Helene stand nicht am Sarge ihres Gatten. Sie war noch am Todestage desselben auf dringendes Anraten des Arztes in eine entfernte Irrenanstalt gebracht worden.

Etwa ein Jahr später besuchte der Senior der Familie Wismar, Karl Theodor Wismar, Europa. Sein erster Weg war der zu seines Bruders Grab am Vierwaldstättersee. Ein hoher Felsblock deckte das Grab des Dahingegangenen.

„Benno Wismar“ stand mit großen goldenen Buchstaben auf der Stirnseite des mächtigen Granitblocks,

und darunter: „Der Herr hat Großes an uns, gethan, des sind wir fröhlich.“

Der Amerikaner betrachtete lange das stille Grab, und als ob er ahnte, welche große Lüge der mächtige Stein bedeckte, flüsterte er: „Wer hätte dem Toten wohl den Mut und die Kraft zu einer solchen That zugetraut? Verzeihe mir, mein Bruder, ich that Dir unrecht, wenn ich Dich für feig und schlecht hielt!“

Auch die Witwe des Verstorbenen suchte er auf. Er fand sie blühend und voll heiterer Laune, scheinbar so geistig klar, daß er nicht umhin konnte, des Vergangenen zu erwähnen und den Versuch zu machen, tröstende Worte zu ihr zu sprechen, aber sie hörte nicht auf ihn. Sein Name rief keinen Schimmer einer Erinnerung, eines Erkennens auf ihrem Gesicht hervor. Lachend griff sie nach dem Rosenstrauß, den er ihr mitgebracht hatte; sie steckte eine Blume ins Haar und lief lachend davon.

„Wird sie immer so bleiben?“ fragte der Amerikaner den alten Arzt, als er sich verabschiedete.

„Keineswegs,“ entgegnete der würdige Gelehrte, „ich bin fest überzeugt, daß sie völlig gesund wird. Nur etwas freilich wird sie nie wiedererlangen, die Erinnerung an die Zeit, während welcher sie verheiratet war. Die so kurz aufeinanderfolgenden harten Schicksalsschläge haben dies verschuldet.“

Der Fremde blickte nachdenklich vor sich nieder. „Kommt ein solcher Fall häufig vor?“ fragte er dann.

„Sehr selten!“ entgegnete der Psychiater, „sehr selten, aber ich glaube bestimmt, daß hier ein solcher Fall vorliegt, alle Zeichen sprechen dafür.“

„Und halten Sie es für ein Glück oder Unglück?“

„Für ein Glück,“ entgegnete der alte Gelehrte ernst, „für eine Gnade Gottes; denn nach allem, was jene arme Frau erlebt, würde die Vergangenheit mit ihren Schrecken ewig auf ihrer Seele lasten. So aber wird sie aus der geistigen Nacht zu einem neuen Leben erwachen, kann sie und wird sie glücklich werden.“

